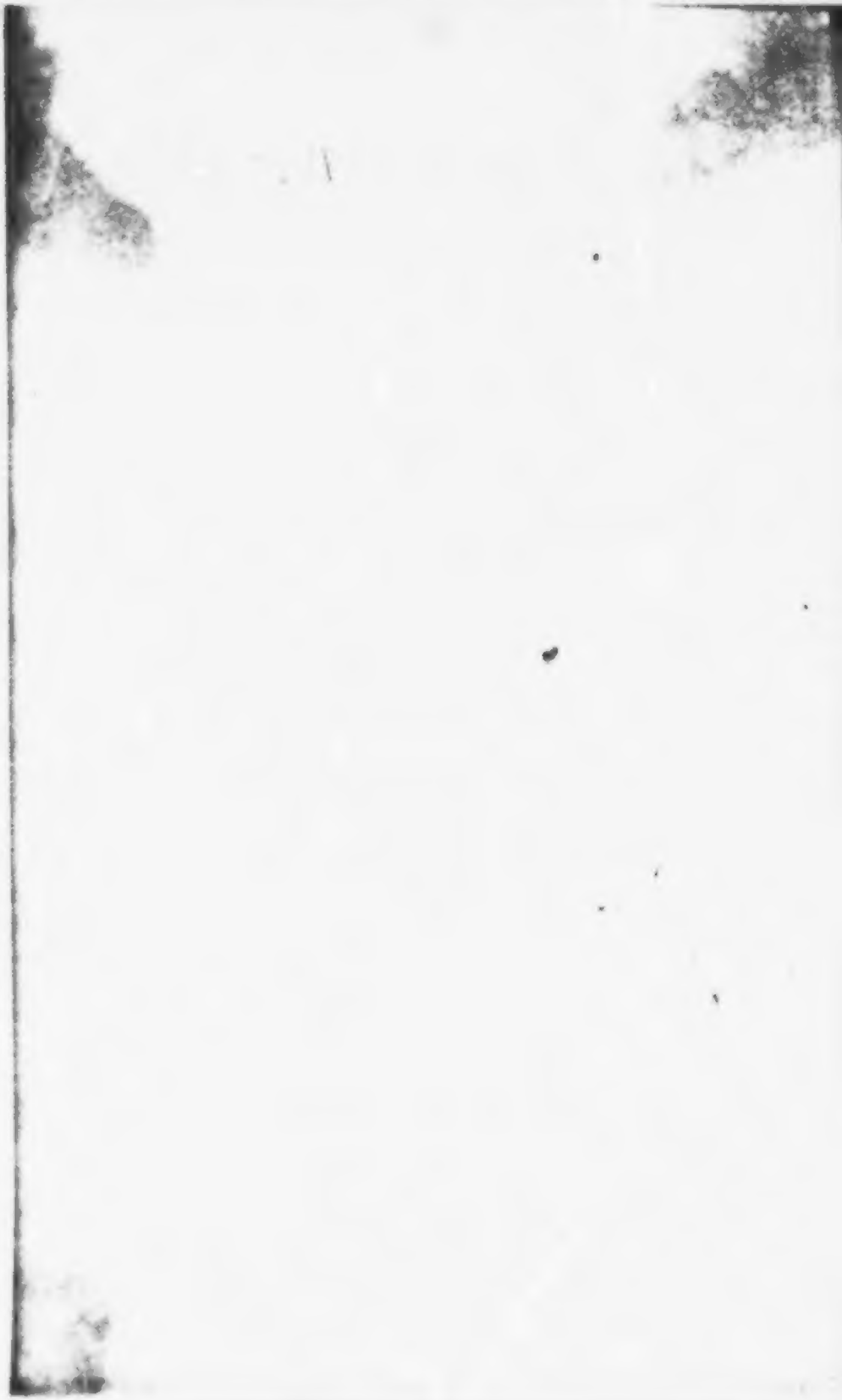
Musa merit.



Musamerit.

Ein

novelliſtiſches Pro et Contra

für

Herren und Damen.

Zuſammengeſtellt

von

F. Nork.

Motto: „Wir halten ſie für Engel
Doch ſind ſie voller Mängel.“
Die Hochzeit des Figaro
Akt IV. Scene III.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1835.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Er Wohlgeboren

Herrn Guſtav Nicolai

in Berlin,

dem Verfaſſer des „Kantors von Fichtenhayn“
„Italien wie es wirklich iſt“

aus Hochachtung

der Verfasser.

Fragment eines Dialogs.

(Statt einer Vorrede.)

Der Verleger. Politiſches, nur Politiſches! Alles Andere iſt jetzt gänzlich unbrauchbar. Geht es Ihnen an brauchbaren Stoffen ab, plündern Sie die Geſchichte der Revolutionen, ſetzen Sie etwas aus Ihrer Phantaſie hinzu, geben das mixtum compositum für geheime Memoiren einer Zofe oder eines Kammerdieners aus, die angeblich bei einer diplomatiſchen Perſon in Dienſten geſtanden, oder helfen ſich auf eine andere Weiſe; kündigen Sie einen Jeſuitenſpiegel an; die

frommen Väter laſſen ſich noch immer von uns Buchhändlern als treffliche Lockmittel verwenden, womit man den ſchmähluſtigen Leſepöbel herbeifoppt. Kurz, Sie müſſen ſelbſt einen geſcheidten Einfall haben.

Der Autor. Ich habe ſchon erklärt, daß die Politik ein mir fremdes Gebiet ſey, und überdieß —

Der Verleger. Fürchten Sie etwa die Confiskation.

Der Autor. So iſt's.

Der Verleger. Ei, die nützt dem Abſatze weit mehr, als die lobpreiſendſten Kritiken. Die ſchlechteſten Erzeugniſſe ſind nur auf dieſem Wege zu einer zweiten Auflage empor geſchnellt worden.

(Pauſe. Sodann wie nach einigem Nachſinnen)

Schreiben Sie etwas gegen die Myſtiker.

Der Autor. Ich bin nicht Theologe.

Der Verleger. Thut nichts; die Laien liefern oft Brauchbareres, als Männer vom Fache. Der gründlich gelehrte Ton, welchen die Letztern ſchwer ablegen, langweilt den flüchtigen Leſer, welcher bei den Büchern

nur Verdauung ſucht. — Und beſtehen Sie einmal auf die Belletriſtik, gut, ſo liefern Sie mir Kriminalgeſchichten, wie ſie durch Kruſe in Kredit gekommen, oder ſo eine Thränen- und Leidens-Novelle, wo das grimmige Schickſal ſtets mit der Hetzpeitſche hinter den Liebenden her iſt, oder einen Entſagungs-Roman mit eingeſtreuten Krämpfen, Vapeurs, Vaterfluch, Kirchhofſchauern u. ſ. w.

Der Autor. Bon! Sie ſollen alle drei Artikel zugleich und zwar in einen Band zuſammengepreßt erhalten.

Der Verleger. Schön! Vortrefflich! Doch welchen Titel wählen Sie? Nur nichts Abgebrauchtes, keine Corallen- oder Cypreſſenzweige, keine Malven, Kettenglieder, Moosroſen und wie die närriſchen Dinge ſonſt heißen mögen, etwas Neues, Ziehendes, Schlagendes, wobei die Maſſe ſich Alles oder gar nichts zu denken vermag.

Der Autor (nach einigem Nachſinnen). Ich hab's, ich hab's! Muſamerit ſoll mein Geiſteskindlein heißen. Dabei denkt ſich der Leſer gar nichts, wenn er nicht zufällig Arabien bereist hat, wo die wandernden

Beduinen der Wüſte ihre Nachtwachen, die ſie durch gegenſeitiges Mährchen-Erzählen abzukürzen verſtehen, ſo zu benennen pflegen.

Der Verleger (ihm die Hand ſchüttelnd). Topp! Wir ſind einig! Glück zur Sache!

Novelliſtiſches

Pro et contra

für

Herren und Damen.

Einleitung.

Ich hatte einen Sitz auf der Dresdener Nachteilpost bestellt, welche diesen Namen unterscheidungsweise führt, da sie nicht wie der gewöhnliche Eilwagen die Tour von Leipzig nach Dresden vom Morgen bis zum Abend, sondern vom Abend bis zum Morgen zurücklegt. Diese Nachteilpost dürfte manchmal bezeichnender eine Nachtheilpost genannt werden, weil die meisten zur Nacht Reisenden auf dieser langweiligen Fahrt die beste Speise an des Lebens Mahl, wie Macbeth den Schlaf zu betiteln liebte, sich gar wohl schmecken lassen zum offenbaren Nachtheile aller von Morpheus minder Begünstigten, zu denen auch ich gezählt werden darf. Einem solchen beklagenswerthen Individuum steht es dann frei in die braune Nacht hinauszustieren, sich dem Sitznachbarn nicht selten zur Seitenlehne herzugeben und gelehrte Untersuchungen anzustellen, ob des Nachbars beschwerliches Anstoßen mit seinem Hirnschädel, oder die bleierne Wucht seiner sonstigen Glieder, oder sein während des Schlummers schwereres, gedehnteres und pfeifendes Athemholen für das peinliche einsame Nachtwachen schadlos zu halten vermöge?

Dießmal jedoch war mein Los ein freundlicheres gewesen. Drei rüstige junge Männer, alle von aufgeweckter Laune, bildeten meine Reisegesellschaft. Der Eine, ein junger Militair, diente den andern Beiden zur Zielscheibe ihres Witzes wegen der gar zu zärtlichen Abschiedsscene, die er vor dem Postbause, zur nicht geringen Belustigung aller Umstehenden, mit seiner ihm kürzlich angetrauten Ehegenessin, den Spöttern zum Besten gegeben. Der sentimentale Martisehn erwiederte dem Giftigsten der beiden Spötter, dem Candidaten Eimann seine schneidenden Glossen auf das Glück eines neugebackenen Ehemanns mit salzigen Bemerkungen über die kläglich-komische Figur, welche jeder alternde Garcon in der bürgerlichen Gesellschaft vorstellt; worauf der Angegriffene entgegnete, ein Hahnrei biete noch weit grössere Kurzweile, und so lange es keine Assekuranzanstalt für Weibertreue gebe, ziehe er seinen gegenwärtigen Junggesellenstand jedem andern vor. Hierauf liess sich Herr Bau-Inspektor Zwingler, mein dritter Reisegefährte, protestirend vernehmen und citirte eine Stelle aus den Sprüchen Salomonis, wo es heisst: „Wer ein wackeres Weib gefunden hat einen grössern Schatz als Perlen," und berief sich auf die Dichter aller Zeiten und Nationen, welche das Lob der Frauen besungen, von Petrarch und dem Minnesänger Heinrich Frauenlob bis auf Schiller. Da vermochte ich nicht länger meinen Ingrimm zu verhalten und erinnerte den Begeisterten an die trefflichen Satiren Juvenals, Ariost's, Boileau's, und so vieler Anderer, die gegen das schöne Geschlecht

ihre Witzespfeile am glücklichsten versandten, und worin sie die Unbeständigkeit aller Evenstöchter in den lebendigsten Farben zur Schau stellten. Auch unterließ ich nicht auf die Launenhaftigkeit derselben loszuziehen, von welcher Shakespeare in seinem Lustspiele: „die bezähmte Widerspenstige" uns ein warnendes Bild hinterlassen ja ich blieb nicht bei den Poeten stehen; und berief mich auf die Autorität der Bibel, welcher zufolge durch das Weib die Sünde und der Tod in die Welt gekommen, und wie wunderbar die heidnischen Dichter mit der heiligen Schrift in diesem Stücke übereinstimmen, wenn sie erzählen, daß die Pandora alles Uebel in die Welt gebracht u. dgl. m. Ich fügte Diesem meine eigenen Ideen hinzu, wie ich nämlich dafür halte, daß der liebe Gott nur zur Hälfte die Welt erschaffen, und der Teufel das Uebrige ergänzt hätte, demzufolge es gar nicht bestritten werden könne, daß die Frau ein Produkt des Satans sey, indem sie in trügerisch-lockender Gestalt vor uns hintrete, durch erkünstelte Thränen und erheucheltes Lächeln selbst den Weisesten bethörend. Kaum aber ist der Ehepakt mit dem Bösen geschlossen, als er auch schon die verführerische Hülle zusehends abstreift und die scheußliche Teufelsfratze mit jedem Jahre merkbarer wird. Das Weib, dieses gebrechliche Geschöpf des Höllengottes, kann aus diesem Grunde seine scheinbar vollkommenere und schönere Gestalt als die des Mannes nicht bleibend zur Schau tragen; das Trugbild der Hölle sinkt nur allzufrüh in sein Nichts zusammen, und der blendende Schmetterling wandelt sich zur ekelhaften Raupe um.

Der junge Ehemann ſchien über meine kräftige Stachelrede auf das ſchöne Geſchlecht gewaltig entrüſtet und gab ſich die undankbare Mühe, alle Mängel der Frauen ihrem zartern Organismus, ihrem reizbareren Nervenſyſtem zur Laſt zu legen, daher ihr Widerſpruchsgeiſt, die leichtere Aufregung zum Zorn u. ſ. w., führte hingegen zu ihrem Lobe an, daß ihre Liebe zwar weniger aufflackernd als die des Mannes, aber deſto beſtändiger ſey; wie ferner auch ſie ſtandhafter im Unglücke, empfänglicher für fremde Leiden wären, und noch ſo manche Tugenden nur bei ihnen angetroffen würden; daß das ſogenannte ſchwächere Geſchlecht größere geiſtige Kraft bewähre, und es der Beiſpiele unzählige gebe, wo das Weib, wenn das Schickſal einen Herzensbund tückiſch zerriß, nicht ſo leicht einen neuen anknüpfte und nur von der Erinnerung des frühern Glückes bis an ihr Lebensende zehrte. Dieſe Kraft, allen Freuden des buntbewegten öffentlichen, ſo wie des ſtillern Familienlebens gleich ſehr heldenmüthig zu entſagen und mit ſeinem innern Grame ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, als zu geſtatten, daß für des Geliebten Bild in ihrem Herzen ein anderes tauſchweiſe hingeſtellt werde, nannte er jenen Heroismus der Seele, deſſen nur das zartere Geſchlecht fähig iſt. Dergleichen Fälle häufen ſich ſo oft, daß er ſelbſt gewiſſermaßen Zeuge eines ſolchen geweſen zu ſeyn verſicherte. „Wenn Sie, meine Herren, ein Verlangen äußern, die Lebensgeſchichte einer ſtillen Dulderin von mir zu vernehmen“ — fuhr er fort — „ſoll es mir ſehr angenehm ſeyn, einem ſolchen

Wunſche zu willfahren, weil Sie mir zugleich die erſehnte Gelegenheit böten, meine zu Gunſten des andern Geſchlechts ausgeſprochene Behauptung durch ein Beiſpiel der kräftigſten Art zu unterſtützen.

Der Bau-Inſpektor, welcher ſchon früher den Frauen-Advokaten in ſeinen Meinungen zu ſekundiren ſich das Anſehen gab, war auch jetzt der Erſte, welcher ihn aufmunterte, ſein Erzählertalent vor uns die Prüfung beſtehen zu laſſen, und meinte, daß auf dieſe Art der langweilige Beiſchmack einer Nachtfahrt uns ganz ungekannt bleiben dürfte. Ich ſowohl als Herr Eimann wollten hinter der höflichen Manier des Bau-Inſpektors nicht zurückbleiben und ſtimmten ſogleich in den Wunſch des Erſtern, die uns angebotene Erzählung ohne Verzug anhören zu wollen. Dieß war es offenbar, was der ſentimentale Kriegsmann beabſichtigt hatte, und er ließ daher gar nicht lange auf das Verſprochene warten, ſondern begann, wie folgt:

Philippine.

Im verwichenen Spätherbſte hatte ich einen Abſtecher nach Böhmen gemacht. Die matte Decemberſonne berief ſchon ihre wenigen Strahlen zuſammen, um nach langwierigem Kampfe mit einer Wolkenmaſſe, welche ihr ſelbſt die allzukurze Herrſchaft eines Wintertages nicht gönnen mochte, hinter jenen in Schneemänteln vermummten Hügeln zu verſchwinden. Aus dem Thale herüber grüßte uns gaſtlich ein freundliches Dörfchen, welches eine Lindenallee rings umkränzte.

Ich ersuchte daher meinen einstweiligen Reisegefährten, in diesem freundlichen Oertchen unserer heutigen Fahrt ein Ziel zu setzen. Eben als er mit sichtbarer Ueberwindung seiner innern Natur der Sylbe „Nein" nach mehrmals versuchtem Aufhalten derselben auf dem langen Wege aus der Kehle über die Zunge endlich doch großmüthig den Ausgang zum Munde erschließen wollte, tönten ernste Posaunenklänge zu uns herüber. Ein andächtiges Häuflein, in dessen Mitte mehrere weißgekleidete weibliche Gestalten, eine schwarzumflorte Bahre tragend, sich langsam feierlichen Schrittes fortbewegten, wallte aus dem Dorfe zum Kirchhofe hinan, dessen durch die Schneeflocken in ein geisterartiges Weiß gekleideten hölzernen Kreuze den ernsten Ort verkündeten, dessen stille Bewohner freiwillig nicht mehr ihren Platz zu wechseln pflegen.

Mein schwermüthiger Reisegefährte fand durch den vor seinen Blicken hinwallenden Leichenzug seine düstere Seele während der Dauer unserer Reise zum Erstenmal aufgeregt. Alsogleich stimmte er in meinen Wunsch, die Nacht in dem vor uns sich ausbreitenden Dörfchen zu verweilen, erbat sich jedoch meine Begleitung, um sich dem Leichenzuge anzuschließen. Der Kutscher erhielt, nachdem wir ausgestiegen, die für ihn angenehme Weisung, in das Wirthshaus einzulenken, das am Eingange des Dorfes zwischen einigen niedern Bauernhütten mit seinem rothen Ziegeldache freundlich hervorguckte. Wir jedoch nahmen hierauf den Pfad zum Friedhofe, quer über die Stoppelfelder und abgeweideten jetzt mit einem Schneeflor überdeckten Wiesen.

Die fromme Schar ſtand, als wir das hölzerne Gitterthor des Begräbnißplatzes erreicht hatten, vor dem friſch aufgeworfenen Grabe und blickte mit geheimem Schauer, der ſich in den wehmüthig-ernſten Mienen der Umſtehenden abſpiegelte, in die dunkle Lagerſtätte hinab. Der Pfarrer hatte ſo eben ſeine herzergreifende Leichenrede begonnen, und ſelbſt befeuchteten Auges zählte mit wahrhafter Begeiſterung der edle Greis die vielen Verdienſte der Hingeſchiedenen um alle Klaſſen der Dorfbewohner während ihres mehrjährigen Aufenthalts unter ihnen auf. Endlich ſchlug der dumpfe Ton der Erdſchollen, das Einſenken des Sarges verkündend, an unſer Ohr. Das nun lauter ausbrechende Schluchzen der Weiber und Greiſe wirkte ſelbſt auf meinen ſonſt ſo ſtoiſchen Reiſegefährten erſchütternd ein; denn auch in ſeinen Augen glänzte eine Zähre. In tiefes Schweigen verſenkt ſchritten wir Beide auf unſere Nachtherberge zu.

Weil das Dörfchen abwärts von der Landſtraße liegt, ſprechen Gäſte aus den bemittelten Ständen, Pächter und Landwirthe ausgenommen, im Wirthshauſe oder, wie es der Inhaber prahleriſch zu nennen liebt, im Gaſthofe zur Eiſer nur höchſt ſelten ein. Der Wirth, welchem der Anblick ſchimmernder Uniformen einen abſonderlichen Reſpekt vor uns eingeflößt hatte, würdigte uns daher in höchſt eigener Perſon ein Zimmer anzuweiſen, ſchien jedoch am Ende ſeiner Verrichtung Miene zu machen, uns noch länger ſeine Gegenwart zu ſchenken, als erforderlich war, die Beſtellung des Abendbrodes zu vernehmen.

Zu meinem nicht geringen Befremden winkte mein sonst so schweigsamer Reisegefährte dem Gastwirthe näher zu treten und begann das Gespräch mit einigen Fragen einzuleiten, die er über Charakter und Lebensweise der eben zur Erde Bestatteten dem Manne zu stellen beliebte, mischte aber die sarkastische Bemerkung ein, daß die abgehaltene Leichenrede ihm gleich allen andern dieser Gattung als eine auf den Effekt berechnete, wohlstudirte vorgekommen sey und daher mit Grund voraussetzen lasse, daß auch auf diese das Prädicat einer wohlbezahlten ziemlich passen möge; wie überhaupt Trauerreden aller Orten eine und dieselbe Physiognomie haben. Hierauf wendete der Angeredete zum verdienten Lobe seines geistlichen Oberhauptes ernstlich ein, daß die Verstorbene nur geringe Barschaft hinterlassen, seit einer Reihe von Jahren ein kleines Häuschen am andern Ende des Dorfes in stiller Abgeschiedenheit bewohnt und, obschon sie mit einigem Vermögen hieher gekommen sey, es ganz zur Gründung eines Fonds für Arme und Sieche im Dorfe verwendet habe. Niemand als der Pfarrer selbst, der Einzige, dem ihre Thüre nicht verschlossen war, vermöchte vielleicht über Vaterland und Herkunft der räthselhaften Dame einige Aufklärung zu verschaffen; denn wieviel des Guten sie auch der Gemeinde, in deren Mitte sie ihre letzten Lebensjahre zubrachte, erwiesen, so pflegte sie sich doch nur dann sehen zu lassen, wenn eine Kranke ihrer Hülfe bedurfte, und sie dann selbst mit den auf ihre eigenen Kosten herbeigeschafften Arznejen vor

das Bett der Leidenden hintrat, durch die theilnehmende Art ihrer Besuche, nicht minder aber durch selbst übernommene Pflege den Meisten zur Genesung verhelfend. Sie selbst nahm keine Gegenbesuche an, und mehr als ihren Namen, der leicht ein angenommener seyn dürfte, hat Niemand von uns je zu ermitteln vermocht. Gleichviel, die Dorfgemeinde wird noch in späten Jahren das Andenken ihrer Wohlthäterin segnen, deren gottgefällige Handlungen unverwischbare Spuren zurückließen. Dieses Dörfchen mit den beiden angrenzenden Maierhöfen, ehedem das ganz verschuldete Eigenthum eines Wüstlings (welcher die von seinen Unterthanen im Laufe eines Jahres mühsam erpreßten Früchte ihres Fleißes in einer einzigen Nacht mit lockern Zechgenossen in der Residenz verjubelte), hatte die Verblichene, bei ihrer Niederlassung unter uns, an sich gekauft, den Bauern aber die gänzliche Erlassung ihrer an die Grundherrschaft zu entrichtenden Gaben und Steuern erklärt und die sonst abfallenden Einkünfte des Gutes zur Gründung eines Armenfonds bestimmt. Demnach konnte man die Sonderlingsmanieren ihr wohl zu Gute halten, und wenn sie sich auch nie bei einer andern Gelegenheit als an dem Krankenbette eines der Unsrigen zeigte, so lieferte doch jeder Tag Zeugnisse von dem wohlthätigen Einfluß ihrer Nähe, und man durfte von ihr sagen, daß sie, wie der liebe Gott, das Gute unsichtbar ausübe.

Mein Reisegesellschafter verlangte, durch die vom redseligen Wirthe gelieferte höchst schmeichelhafte

Charakterzeichnung der Hingeschiedenen lebhaft aufgeregt, genügendere Aufklärung über die frühere Lebensperiode derselben sich zu verschaffen. In dieser Absicht äußerte er, daß einer der Aufwärter im Gasthause ihm als Führer auf dem Wege zur Pfarrwohnung dienen möge; denn er war fest entschlossen, einen Theil des Abends bei dem geistlichen Herrn zuzubringen. Ohne erst diesen schicklicher Weise auf den unvermutheten nächtlichen Besuch eines Fremden vorbereiten zu lassen, warf er den Mantel über und forderte mich auf, ihn zum Pfarrhause zu geleiten.

Wir fanden den frommen Greis in einem schwach erhellten Zimmer, wie er emsig in einem Quartanten las. Einige Bogen Manuscript lagen auf dem Tische ausgebreitet, die vermuthen ließen, daß der geistliche Herr noch mit der Ausarbeitung seiner am morgenden Tage zu haltenden Neujahrspredigt sich befasse. Bei unserem Eintritt in so später Stunde schien er dessenungeachtet nicht verlegen oder verwundert über den unzeitigen Besuch. Ruhigen Blickes erhob er sich von dem Armstuhle, nach der Absicht unseres Einsprechens bei ihm' mit mild-freundlichem Tone uns befragend. Ich nahm für meinen Gefährten das Wort und gab als Beweggrund unseres späten Erscheinens auf seiner Stube den tiefen Eindruck an, welchen die allgemeine Trauer seiner Pfarrkinder um die heute zur Erde bestattete Dame auch auf uns Fremde hervorgebracht habe; wozu jedoch die am Grabe der Edlen vernommene Aufzählung ihrer Tugenden wesentlich beigetragen, einen solchen Wunsch

in uns reifen zu laſſen. Durch die Befriedigung deſſelben glauben wir im Stande zu ſeyn, manchen Blick in eine frühere Lebensperiode jener ſchönen Seele thun zu können und die Motive zu erfahren, die ſie beſtimmen konnten, der Schilderung unſeres Wirths zufolge, den Charakter eines weiblichen Sonderlings bis an's Ende ihrer Tage zu bewahren. Weil, wie unſer Wirth meinte, wir nur hier oder nirgends ausführlichere Quellen und intereſſante Aufſchlüſſe über die räthſelhafte Lebensweiſe jener Dame zu erhalten vermöchten, wir aber auch die Nothwendigkeit vor Augen ſehen, unſere Reiſe mit Tagesanbruche fortzuſetzen, dürfte insbeſondere letzterer Umſtand unſerm unzeitigen Beſuche das Wort reden.

Der edle Greis ſchickte ſich alſogleich zur Gewährung unſeres Wunſches an: „Meine Herren!“ — ſprach er mit weichem gepreßtem Tone, welcher ſowohl als das zum Himmel erhobene feuchte Auge das vergebliche Bemühen ausſprach, die unerſchütterliche Feſtigkeit des Mannes auch dießmal zu behaupten — „die edlen Eigenſchaften der Verblichenen waren vollkommen geeignet, jedem Menſchenfreunde eine nicht geringe Theilnahme an ihrem [illegible] einzuflößen; und manchen forſchenden Blick [illegible] ihre Lebensgeſchichte zu thun, der nicht mit jenen verwechſelt werden darf, welchen die müßige Neugier auszuſchicken pflegt; denn nicht ohne Grund ſucht der Pſychologe die Motive, die uns zu guten oder ſchlechten Handlungen vermögen, in den Umſtänden auf, welche Zufall oder Nothwendigkeit in der Blüthezeit des

Lebens herbeigeführt, um ſie auf die Geſtaltung unſeres Charakters einen wichtigen Einfluß ausüben zu laſſen. Bis zu ihrem Verſcheiden hatte die Selige ſelbſt mir, dem Einzigen, bei dem ſie nicht nur geiſtlichen, ſondern auch weltlichen Rath und Troſt in ihren Seelenleiden holte, die Quelle derſelben ſorgfältig verborgen gehalten. Erſt am Sterbelager zog ſie den Schleier, der über ihr früheres Leben vor mir ausgebreitet lag, von meinen Augen, indem ſie ein von ihr ſelbſt geſchriebenes Heft ziemlichen Umfangs, das über ihre früheren Schickſale genügenden Aufſchluß gab, mit ſichtbarer Anſtrengung von dem Kiſſen hervorzog und mit zitternder Hand mir überreichte. Ein Thränenſtrom drängte ſich aus ihren Wimpern. Unter den Bemühungen, ſich auf ihrem Lager aufzurichten und eine ſitzende Stellung anzunehmen, ſank ſie kraftlos zuſammen und — war nicht mehr."

Der Pfarrer hatte, als er dieſe Worte geſprochen, ſich in ein Seitengemach begeben und das Manuſcript hervorgeholt. Indem er uns Beiden ſich gegenüber Sitze anwies, hatte er ſeinen frühern Platz im Armſtuhle wieder eingenommen und die Lektüre begonnen. Wie ſehr dieſe mein Gemüth in Anſpruch nahm, können Sie, meine Herren, daraus abmerken, daß ich noch jetzt mich fähig weiß, Ihnen den Inhalt jenes Manuſcriptes ſo ausführlich mitzutheilen, daß auch der kleinſte Nebenumſtand von mir nicht übergangen werden ſoll.

Der Vater jener Dame, ein Baron von Maienthal, hatte ſich aus dem Dienſte ſeines Landesherrn

begeben, um eine längst projectirte Reise nach England zu unternehmen. Während seines Aufenthalts auf dieser Insel vermählte er sich mit Miß Bothwell. Philippine war die einzige Frucht dieser Verbindung. Ihre Mutter vereinigte mit einer seltenen Wohlgestalt die Vorzüge eines sehr gebildeten Geistes. Auf die Erziehung ihres Kindes verwendete sie schon in den ersten Jahren ihres Lebens die größte Sorgfalt. Durch den Zauber ihres freundlichen Benehmens übte sie nicht nur auf ihre Tochter, sondern auch auf den übrigen Theil ihrer weiblichen Umgebung und selbst auf die Dienerschaft eine fast magische Gewalt aus, so daß während der ganzen Zeit Niemand freiwillig aus ihrem Dienste trat.

Endlich schickte sich die Familie an, England zu verlassen, um sich nach dem Continente zu begeben, weil der Baron im Elsaßischen ein anmuthiges Landgut an sich gekauft hatte. Er liebte die Gesellschaft, und obgleich seine Gemahlin ein stilles Leben mehr nach ihrem Sinne fand, wußte sie sich dennoch in die Wünsche ihres Gatten zu fügen und gestattete daher, daß nicht selten ganze Scharen eleganter Herren und Damen aus der Stadt mit ihren geräuschvollen Besuchen der Frau vom Hause lästig fielen. Diese hatte fast ganz allein Philippinens Geistesbildung übernommen, so daß außer dem Tanzmeister und Musiklehrer Niemand zu ihrem Unterrichte zugelassen wurde. Dabei trug sie stets Sorge, die Lehrgegenstände der Schülerin durch den Reiz der Abwechslung werther und angenehmer zu machen. Die meiste Zeit wurde

der Lektüre zugewendet. Die angeborne Lebhaftigkeit von Philippinens Temperamente ward durch die von ihrer Mutter ihr beigebrachten trefflichen Grundsätze, so wie durch das musterhafte Vorbild, das sie in ihrem eigenen Benehmen aufstellte, in die passenden Schranken zurückgewiesen. Nicht selten war sie die unschuldige Veranlassung eines heftigen Wortwechsels zwischen ihren Eltern. Die Mutter äußerte zuweilen Besorgnisse wegen des Augenblickes, wo ihr Kind zum Erstenmal in der großen Welt erscheinen würde. Schönheit und Reichthum, meinte sie, sind die gefährlichen Gaben, womit das Glück nur selten ein junges Frauenzimmer zu dessen Vortheil zu beschenken pflegt. Wo fände sich der Mann, welchen nur die persönlichen Vorzüge unserer Philippine anlocken würden? dem ihre Glücksgüter nur eine gleichgültige Gabe wären? „Möchte mir es vergönnt seyn" — rief sie einst, die Tochter leidenschaftlicher an ihre Brust drückend, aus, — „mein Leben mindestens noch so lange hinauszuspinnen, als nöthig ist, um auf deine Schritte, geliebtes Kind, zu wachen, bis du genug erstarkt bist, um kein Straucheln auf dem schlüpfrigen Lebenspfade mehr befürchten zu lassen."

Von ihrem Vater ward Philippine zwar nicht minder heftig geliebt, aber er schien nicht die etwas exaltirten Begriffe seiner Gemahlin in jeder Beziehung theilen zu wollen. Philippine hatte nun jenen Zeitabschnitt ihres Lebens erreicht, wo das harmlose Kindesalter vor der reifern Jugend zurücktritt, und zum Erstenmale die Bitterkeiten dieser Welt empfunden werden. Fünfzehn

Sommer waren kaum verſtrichen, als Philippine ſich ihre Mutter vom neidiſchen Geſchicke durch den Tod entreißen ſah. Eine bitzige Krankheit hatte ſie ſchnell dahin gerafft, bevor die Aerzte noch die Anweſenheit der Gefahr zu ahnen vermochten. Ihre letzten, an den Gatten gerichteten Worte enthielten die ernſte Ermahnung, daß er die Vervollkommnung von Philippinens ſittlicher und geiſtiger Bildung ſelbſt übernehmen und nun auch Mutterſtelle ganz bei ihr vertreten wolle. Auf das Nachdrücklichſte warnte ſie ihn, die Tochter zu einer ehelichen Verbindung zu zwingen, am wenigſten aber bei der Wahl eines Gatten für ſie deſſen Wohlhabenheit vorzugsweiſe zu berückſichtigen; ja ſie verlangte ihm ſogar ſeine Zuſage eidlich ab, daß er der Tochter bei ihrer Wahl eines Gatten blos mit väterlichem Rathe beiſtehen, niemals aber ſie nöthigen wolle, in den Stand der Ehe zu treten. Als der Baron Dieß der Sterbenden gelobt hatte, verſchied ſie in ſeinen Armen. Ihr Tod griff den betrübten Wittwer dermaßen an, daß Jeder, welcher die männliche Standhaftigkeit dieſes Mannes kannte, an ſeiner ſonſt ſo geprieſenen Charakterſtärke zu zweifeln begann, die durch ſeine vom heftigſten Seelenſchmerz erpreßten verzweiflungsvollen Ausrufungen ganz verleugnet wurde. Philippine ſuchte bei allem Uebermaße ihres geiſtigen Leidens ihren Kummer zu beherrſchen, um als Beiſpiel frommer Ergebung in den Willen der Vorſehung die männliche Charakterfeſtigkeit ihres Vaters herauszufordern, der ſich vollends einem weibiſchen Wehklagen hin-

gegeben hatte. Zum Erſtenmale war es, wo der ſonſt ſo lebensluſtige Baron den Zerſtreuungen der groſſen Welt zu entrinnen ſuchte. Achtzehn Monate hatte er demnach mit ſeiner Tochter auf dem Lande in ſtiller Zurückgezogenheit verlebt. Die ſechs erſten waren auf eine höchſt traurige Weiſe verſtrichen, weil den einzigen Gegenſtand der Converſation zwiſchen Beiden nur die Erinnerung Deſſen bildete, was die Selige gewöhnlich mit ihnen beſprochen, und wo man ſich gegenſeitig die Lieblingsbeſchäftigungen anführte, denen ſie ſich in dieſer oder jener Stunde des Tages gewidmet hatte.

Der Menſch erkennt den vollkommenen Werth eines Beſitzthums nicht eher an, als in dem Augenblick, wo er ſchon den Verluſt deſſelben beklagt. So hatte der Baron ſeine Gattin zwar aufrichtig geliebt; doch ſchien die Trefflichkeit ihres Charakters ſich erſt nach ihrem Hinſcheiden ſeinem geiſtigen Auge ganz zu enthüllen, und das Entbehren ihres Umgangs ließ ihn, was die Theure ihm geweſen, erſt jetzt im wahren Lichte kennen. Jene Vergleichungen der ſüßen Vergangenheit mit der herben Gegenwart nagten an der Wurzel ſeines Lebensbaumes allzuſtark, bis alle Zweige und Aeſte deſſelben die traurigen Einwirkungen empfinden mußten. Zu ſeinem Grame um die verlorene Gattin geſellte ſich nebſt dem Vorgefühle eines baldigen Todes die Sorge, daß er aus dieſem Leben abberufen werden könnte, bevor er noch ſein Kind vermählt wüßte. Seine Zurückgezogenheit von der Welt half nur dazu, die Wahl eines wackern Mannes für

Philippine zu erſchweren. Dieß war ein Beweggrund, der den Baron beſtimmen mußte, den nächſten Winter in Strasburg zuzubringen, welche Stadt von ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte weniger entfernt lag.

Eine reiche Erbin aus einer der älteſten Familien im Lande findet es gar nicht ſchwer, die Aufmerkſamkeit der vornehmen Welt auf ſich hinzulenken. Zu der Tochter Bitten, ſie dem Schwarme der Stadtherren zu entziehen, deren Umgang ihr nur drückend ſeyn konnte, geſellten ſich noch die Warnungen einiger Freundinnen des Hauſes, welche dem Baron die lebhafteſten Vorſtellungen machten, daß Philippine noch viel zu jung ſey, um allein in die Welt zu treten, und daß er daher wohl thäte, ſich an die eingeführte Sitte zu halten, welche Damen ihres Alters und Standes eine Duenna beigeſellt.

Eine bejahrte Freundin des Barons hatte ihm zu dieſem Behufe eine Wittwe empfohlen, die eine Erziehung erhalten hatte, welche von der feinen Welt eine vornehme genannt zu werden pflegt, weil ſie Muſik und andere ſchöne Künſte, deren Studium auch das ſchöne Geſchlecht gern obliegt, in ihrer Jugend cultivirt hatte. Nur ihre mittelmäßigen Glücksumſtände waren die Veranlaſſung geweſen, weßhalb ſie bei einer Herrſchaft Dienſte nehmen wollte. Gräfin Palm, welche ſchon oft ihr Vertrauen an unwürdige Perſonen weggeworfen, hatte auch die Franzöſin Madame Vernes Philippinens Vater mit beſonderer Wärme empfohlen gehabt und ihm wiederholt verſichert, daß dieſe Perſon es allein wäre, die ſo ganz

geeignet ſey, einen Poſten der Art, wie er in ſeinem Hauſe verwaltet werden müßte, zu bekleiden. Die der Gräfin eigene Sucht, fremden Leuten durch Empfehlung nützen zu wollen, ließ ihr nicht Zeit zu bedenken, ob ſie die Empfohlene auch genügend geprüft, und ob ſie nicht vielleicht auf Koſten eines guten Freundes ein vielleicht nur ſcheinbar gutes Werk übe?

Madame Vernes wurde demnach nicht in der Eigenſchaft einer Gouvernante, ſondern als Geſellſchafts-dame in dem Hauſe des Barons aufgenommen. Nebſt einem empfehlenden Aeußern beſaß ſie auch das Talent zu gefallen und durch wenige Worte ſchon die Zuhörer für ſich zu gewinnen. Zwar merkte ſie bald, daß die ſüße Sprache, welche ſie gegen Philippinen führte, ſie von ihrem Ziele nur entfernen konnte; denn Erſtere merkte an den Plaiſanterien, die Dutzendweiſe an ihr verſchwendet wurden, früh genug ab, daß ihre Geſellſchafterin blos ihre Neigungen und Lieblingsideen zu erforſchen ſuche, um deſto ſchneller die Herrſchaft über ſie zu gewinnen. Dem Baron that die Nähe dieſer Frau eben ſo wenig wohl als ſeiner Tochter, und er hatte es ſeitdem oft bereut, auf die Empfehlung der Gräfin Palm einen Werth gelegt zu haben. Der Zwang, welchen überdieß die Geſellſchaft einer dritten Perſon im häuslichen Kreiſe Vater und Tochter auferlegte, war Urſache, daß der Erſtere häufiger als ehedem üble Launen zeigte und oftmals ohne erheblichen Grund den größten Theil der Tageszeit außer dem Hauſe verlebte.

Mehrmals hatte ſeitdem Madame Vernes über die

Kälte, womit Philippine deren ſchmeichelhaften Bemerkungen über ihre Perſönlichkeit anhörte, ihr Befremden geäußert und meinte daher, das ſchroffe Betragen Philippinens bei ähnlichen Wendungen des Geſprächs laſſe ſich nur aus dem Umſtande erklären, daß der Mann noch nicht gekommen ſey, welcher die erforderlichen Vorzüge beſitze, auf das Herz des Fräuleins einigen Eindruck zu machen; ſie gefiel ſich darin, nach dieſen Worten ſogleich das Portrait des jungen Herrn folgen zu laſſen, der im Stande ſeyn könnte, Philippinen für das Gefühl der Liebe empfänglich zu machen. Letztere behandelte dergleichen Geſprächsformen zu ſehr als Scherz, ſo, daß ſie in ihrem Spotte ſich ſogar behülflich zeigte, zu dem Gemälde ſelbſt einen Theil der Farben zu bergen.

Die Gräfin Palm hatte zu jener Zeit eine Reiſe nach Paris angetreten, um in Frankreichs Hauptſtadt ſich vielleicht auf längere Zeit niederzulaſſen. Bald nach ihrer Abreiſe wurde Herr von Ferebach, Major in preußiſchen Dienſten, in dem Hauſe des Barons von einem ſeiner Freunde eingeführt und auch Philippinen vorgeſtellt. „Finden Sie es nicht ſonderbar, mein Fräulein," — redete Madame Bernes ſie eines Tages an, — „in den Geſichtszügen jenes Mannes, der Ihnen geſtern ſeine erſte Viſite machte, das Portrait Desjenigen zu erkennen, den wir in unſerer Phantaſie als den Glücklichen geträumt hatten, welcher allein geeignet wäre, ſich Ihr Herz zu gewinnen?" — „Ich läugne nicht," — entgegnete die Angeredete, — „daß Herr von Ferebach ein überraſchend hübſches

Aeußeres beſitze, nur iſt mir ſein etwas ſtechender Blick zuwider, welcher ein argliſtiges Herz zu verrathen ſcheint. So iſt auch bei ſeinem gebildeten Geiſte dennoch eine gewiſſe Manier nicht zu verkennen und der Totaleindruck ſeines Benehmens iſt daher mehr geeignet, Mißtrauen einzuflößen." Ferebach gab ſich indeß ſichtbare Mühe, das Vertrauen des Fräuleins und deſſen Zuneigung zu gewinnen. Er ſpekulirte auf Philippinens Eitelkeit, indem er keine Gelegenheit verabſäumte, geiſtreiche Bemerkungen zu ihrem Lobe anzubringen.

Eines Tages fand das Fräulein Gelegenheit, zu bemerken, daß Madame Bernes und Ferebach ihrer Sprache zufolge zu einander in einem Verhältniſſe ſtehen mochten, welches auf eine frühere Bekanntſchaft Beider ſchließen ließ. Dieſe Vermuthung gewann dadurch an Grund, weil die Frau Nichts verabſäumte, den Major bei dem Baron in das günſtigſte Licht zu ſtellen. Dem Fräulein wieder ſchilderte ſie in den lebhafteſten Ausdrücken, welche Wirkung deren Reize auf Herrn von Ferebach hervorgebracht hätten, und endigte ihre feurigen Verſicherungen ganz erſchöpft mit der Frage: „Wie finden Sie, mein Fräulein, den Herrn Major?" nicht ohne ſich über die Gleichgültigkeit der Befragten für ähnliche Reden verletzt zu fühlen, und verließ mit einem ungläubigen Lächeln über die Kälte Philippinens gegen Ferebach faſt entrüſtet das Zimmer.

Von jener Stunde an verdoppelte Philippine ihr Mißtrauen gegen dieſe Frau. Der Baron hatte, als

ihm Ferebach vorgeſtellt worden war, ſeine gewöhnliche Schlußfolge in Anwendung gebracht: Ein junger Mann aus gutem Hauſe, mit einer günſtigen Figur, der überdieß einen ehrenvollen Poſten im Dienſte ſeines Monarchen bekleidet, dürfte keinesfalls eine unpaſſende Partie für meine Tochter genannt werden.

Er zog deßhalb über die Familie des jungen Mannes Erkundigungen ein, nicht minder aber über deſſen ſittlichen Charakter, wo jedoch über den letztern Punkt nicht ganz Vortheilhaftes verlauten wollte; mindeſtens deutete man ſich Dieß aus dem plötzlich veränderten Benehmen des Alten gegen den Major. Bald wurde er auch nicht mehr zu den abendlichen Gaſtereien geladen, welche der Baron nicht ſelten veranſtaltete, und wobei faſt die ganze vornehme Welt von Strasburg anweſend war, was alſo in Beziehung auf den ſonſt hier ſo oft geſehenen Ferebach immerhin auffallend werden mußte.

Frau Bernes begann allmählich ihre Lobpreiſungen jenes jungen Mannes im Beiſeyn des Barons einzuſtellen und erwähnte ſie auch ſeiner zuweilen, ſo waren ihre Aeußerungen doch ſehr gemäßigt. Für dieſen ihr auferlegten Zwang entſchädigte ſie ſich deſto reichlicher, wenn ſie ſich mit dem Fräulein allein befand. „Nur das wahre Verdienſt hat Neider und Feinde!“ Mit ähnlichen Worten pflegte ſie Geſpräche dieſer Gattung zu eröffnen. „Herr von Ferebach ſteht allzuſehr im Vortheile gegen gewiſſe junge Herren, die mit ihm ein und daſſelbe Ziel verfolgen, als daß die Mißgunſt ſich nicht geſchäftig zeigen ſollte.“

Der Major begann allmählich mit seinen Besuchen in jenem Hause sparsamer zu werden, allein nichtsdestoweniger folgte er Philippinens Schritten, wo er auf Promenaden und andern öffentlichen Orten sie gewahrte. Ihr Vater gedachte des jungen Mannes nicht ferner, seitdem er aufgehört hatte, ihn durch sein Erscheinen an sich zu erinnern, und so fügte sich's auch nicht, daß der Erstere seine Ansichten über den Charakter des Majors zur Sprache zu bringen wieder Veranlassung fand. — Philippine hatte zu jener Zeit einige Verbindungen mit mehreren jungen Damen ihres Standes angeknüpft. Amalie von Ulmen war es, welche durch gleiche Lieblingsneigungen sich ihr besonders werth und bald auch ihren Umgang ganz unentbehrlich zu machen wußte. Ihr Bruder Ferdinand, damals noch Fähndrich, war kürzlich aus Baiern zurückgekehrt, und nahm nicht selten Theil an den harmlosen Spielen der beiden Damen. Seine Gestalt hatte zwar Nichts, was im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit fremder Personen festzuhalten vermochte, allein er tanzte und sang vortrefflich. In seinen Gesprächen verrieth er Urtheilskraft und viel Gemüth; ja sogar nicht selten offenbarte er in seinen Ansichten eine schwärmerische Geisteerichtung, die auf manches Frauenherz ihre Einwirkung nie verfehlte. Amalie war ihrem Bruder die zärtlichste Schwester, und seit Ferdinand diesen gesellschaftlichen Zirkel durch seine Anwesenheit erweiterte, mußte offenbar Amalie dem Herzen ihrer Freundin noch näher stehen. Das Erwachen eines gewissen Gefühls, über das ein jugendliches Wesen

ſich ſelbſt noch keine Aufklärung zu geben vermag, bildet ſtets die angenehmſte Periode unſeres Daſeyns. Es bedurfte daher für Philippinen manches Kampfes mit ſich ſelbſt, um jede Begegnung mit Ferdinand zu vermeiden. In ſolchen Augenblicken rief ſie ſich zur Stärkung ihres Vorſatzes die Lehren ihrer Mutter in's Gedächtniß. „Philippine!“ — ſoll dieſe wenige Tage vor ihrem Ende der Tochter warnungsweiſe zugerufen haben, — „wenn du einſt in die Welt trittſt, ſo bedenke wohl, daß es für ein junges Frauenzimmer weit gefährlicher iſt, die gerne Geſehene zu ſeyn, deren Gegenwart man vergeblich herbeiwünſcht, als die Königin des Feſtes ſelbſt vorzuſtellen. In dieſen Worten liegt mehr als du wohl ahnen magſt, und vergiß daher auch nicht die Folgen, welche aus der Nichtbeachtung meines Winkes entſpringen könnten, zu berückſichtigen.“

Amalie bemerkte mit Vergnügen die Neigung ihres Bruders zu Philippinen und ſetzte mit einiger Gewißheit voraus, daß der Vater ihrer Freundin ein ſolches Bündniß nicht tadeln würde. Ferdinand war viel zu ſchüchtern, einen ſo zarten Gegenſtand zuerſt zur Sprache zu bringen; doch Philippine las in ſeinen Mienen und fand, daß ſie ſich nicht getäuſcht hatte. Auch merkte er ſeinerſeits bald ab, wie ſie auf ſeine Wünſche beſonders Acht gab und von den Huldigungen anderer junger Männer, die in den Abendzirkeln des Barons ſich einzufinden pflegten ihr Ohr abwandte; ebenſo, daß ſie auf Bällen nur ſeine Einladung zum Tanze annahm. Ein Hinderniß

ſtellte ſich jedoch der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung in den Weg. Dieß mußte der auffallende Abſtand ihrer Glücksgüter ſeyn. Auch war es für Ferdinand quälende Gewißheit, daß der Vater ſeiner Geliebten dieſes Verhältniß mit ganz andern Augen betrachten werde; und dieſer Gedanke erzeugte in ihm eine hypochondriſche Stimmung, von welcher er ſich in der Folge nicht mehr hatte frei machen können. Oftmals faßte er den Plan zu einer Zerſtreuungsreiſe, aber ein einzelnes Wort, ein Blick von der Geliebten machte ihn wieder ſchwankend in ſeinem Entſchluſſe. Dieſes ewige Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung mußte auf ſeine Gemüthsſtimmung nur allzunachtheilig einwirken.

Der Baron gab jetzt dem Wunſche mehr als jemals Raum, ſeine Tochter bald verheirathet zu ſehen; nur ſeine väterliche Zärtlichkeit ließ ihn in der Wahl der ihm empfohlenen Freier zu keiner beſtimmten Erklärung kommen. Er führte zwar Philippinen jene Herren mit Namen an, auf die ſein Blick gerichtet war, theilte ihr auch die glänzenden Anerbietungen mit, welche die Bewerber ihr eröffnet hatten; verlangte jedoch von ſeinem Kinde gleiche Offenherzigkeit hinſichtlich der Huldigungen, woran es die jungen Herren nicht fehlen ließen, und welche es wären, die in dieſem Stücke ſich am freigebigſten zeigten, weil er aus den Aeußerungen der Tochter abzumerken hoffte, ob ſie einem derſelben ihre Aufmerkſamkeit entſchiedener zugewendet habe. Konnte er auch wiſſen, daß ihr Verhältniß zu Ferdinand jedem Antrage eines Andern

ihr Ohr verschließen mußte, da dieses selbst ihr noch ganz unbekannt war? Hätte er sich nur die geringste Mühe geben wollen, das Vertrauen seines Kindes zu gewinnen, gewiß, er würde Philippinens Lebensglück begründet haben. Die halb zerstreuten Antworten, die er auf seine Fragen in dieser Angelegenheit von der Tochter erhielt, mochten ihn auf die Vermuthung geleitet haben, daß der Major von Ferebach ihr Herz zu erobern verstanden; denn er bedeutete Philippinen in einer Sprache, wie sie eine solche nie früher aus seinem Munde vernommen, daß er ernstlich gesonnen sey, den Namen des Majors aus der Liste der Brautwerber zu streichen, weil sein zweideutiger Ruf ihn des Besitzes ihrer Person gänzlich unwürdig machte. Wie sehr theilte doch Philippine die Meinung ihres Vaters von diesem Manne; aber unzeitige Schüchternheit schloß ihre Lippen, so oft sie das hier obwaltende Mißverständniß zu heben beabsichtigte.

Der herannahende Carneval bot dem Major häufige Gelegenheit, auf Bällen durch seine Gegenwart Philippinen peinliche Gefühle zu erregen; ja er besaß Verwegenheit genug, vor den Augen der Ballgäste sich der Jungfrau mit einem Tone zu nähern, welcher einen ziemlichen Grad von Vertraulichkeit zwischen Beiden voraussetzen ließ und daher Philippinens Verlegenheit auf den höchsten Gipfel steigern mußte. Ferdinand hingegen war viel zu schüchtern, um nur an Orten zu erscheinen, wo er vermuthen mußte, dem Gegenstand seiner Wünsche vor Zeugen zu begegnen; denn er besorgte unter Diejenigen gezählt zu werden,

von welchen man allgemein glaubte, daß ſie um Philippinens Hand geworben, um durch ſie zu dem Beſitze ihres bedeutenden Vermögens zu gelangen. Dieß hielt ihn ab, auch nur die mindeſte Freiheit in Wort oder Benehmen gegen ſie ſich zu erlauben, und bewirkte, daß er ſtets ſich in einer gewiſſen Entfernung von ihr hielt. Niemals hätte er es wagen wollen, ſeine Empfindungen durch Worte zu verkörpern; aber eben dieſe ungeheuchelten Beweiſe ſeiner Liebe waren ganz geeignet, ihn ihrem Herzen noch werther zu machen.

Am Morgen vor einem Ballfeſte hatte der Major ſich wieder in den Sinn kommen laſſen, Philippinen mit ſeinem Beſuche beſchwerlich zu werden. Da trat Amalie in ihr Zimmer mit dem Ausrufe: „Freundin! Ich bin von meinem Bruder mit dem Vorſatz erſchreckt worden, daß er ſeinen lange gehegten Plan nun alles Ernſtes ausführen wolle. Es iſt gewiß, er liebt dich! und ſo iſt von ſeiner jetzigen Stimmung für ſein Leben Alles zu fürchten.“ — „Er bleibe!“ preßte die Freundin in der Angſt ihres Herzens hervor; „er eröffne meinem Vater ſeine Wünſche,“ ſetzte ſie zitternden Tones hinzu. „Im Beſitze ſo liebenswürdiger Eigenſchaften kann es ihm nicht fehlen meinen guten Vater für ſich günſtig zu ſtimmen; nur ſein Mangel an Selbſtvertrauen ſchafft uns Beiden ſo herbe Augenblicke. Um meine Hand zu erhalten, bedarf man nicht der Empfehlung durch Glücksgüter.“ In dieſem Augenblicke ſchien es beiden Damen, als hätten ſie die Kammerthüre, durch welche man in

das Zimmer der Madame Vernes gelangte, heftig zuſchlagen gehört. „Wir ſind belauſcht worden“ — rief Amalie aus — „wohl weiß ich, daß Madame Vernes meinem Bruder nicht ſonderlich gut geſinnt iſt. Man behauptet ſogar allgemein, daß Major von Ferebach“ — „Nenne mir nicht dieſen verhaßten Namen“ — ſchwieigte ſie die gekränkte Freundin — „und geben wir dem Geſpräche eine andere Wendung.“

Die Unterhaltung wurde jedoch bald abgebrochen, denn der Baron kam hinzu, erinnernd, daß die Stunde bereits geſchlagen habe, welche Beide auf den Ball der Gräfin Berlotti rufe, von welcher ſie zu dieſer Abendbeluſtigung gebeten werden. Mit dem frohesten Gefühle ſtieg Philippine in die Kutſche, denn das nun klare Bewußtſeyn, von Ferdinand wiedergeliebt zu werden, hatte ſie in die heiterſte Stimmung verſetzt. Ihr Vater ſchickte ihr die freundlichſten Blicke zu und machte unzählige Bemerkungen über ihre Wohlgeſtalt, welche durch eine geſchmackvolle Toilette heute noch ein Bedeutendes gewonnen habe.

Eine böſe Vorbedeutung der Ereigniſſe dieſes Abends galt es Philippinen, gleich beim Eintreten in den Saal jenen Verhaßten vorzufinden, welcher mit der ihm eigenen Zudringlichkeit ſich ihr bald hernach zu nähern wagte und ſogar ihre Hand zum Tanze forderte. Die Augen der Jungfrau ſchweiften im Saale unſtät umher, vergebens Ferdinand erſpähend. Doch ihr zerſtreutes Weſen und freſtiges Benehmen hätten jeden Andern, nur nicht Ferebach, entmuthigen können. Auf ihre einſylbigen, trockenen

Antworten folgten seinerseits dessenungeachtet die allerzärtlichsten Redensarten, so daß die Umstehenden glauben mußten, die Dame finde Gefallen an seinem Geschwätze. Der Baron warf Philippinen einen zürnenden Seitenblick zu und nahm hierauf in ihrer Nähe Platz, was den Verfolger endlich von seiner aufgedrungenen Aufmerksamkeit abzustehen zwang und ihn bestimmte, sich wieder zu entfernen. Jetzt trat Ferdinand heran, der Geliebten seinen Arm zum Tanze zu bieten. Sie las in seinen Augen die Gefühle, welche jetzt sein Herz bewegten, und fand auch sich von gleichen Empfindungen durchzuckt. „Reizende Philippine!“ flüsterte er ihr zu, „meine ganze Zukunft wird in dieser Minute entschieden. Sollte ich minder begünstigt seyn, als Major von Ferebach?“ — „Gewiß, Herr Fähndrich!“ war ihre Antwort, „Sie verdienen ein schöneres Los.“

Als diese Tanztour zu Ende war, klagte Philippine über Müdigkeit, um die Anerbietungen Anderer mit guter Manier abzuweisen. Jedoch Alles schien dießmal gegen Sie im Bunde zu seyn. Die Gräfin hielt Ferdinand unter dem Vorwande von der Nähe der Geliebten ab, daß er den Musicis das Thema zu einer beliebt gewordenen Arie aus einer neuen Oper angebe, von welcher er den Notenauszug mitgebracht hatte. Vergebens waren seine Versuche sich wegzustehlen. Sie hielt ihn fest.

Der Baron hatte, während die junge Welt dem Vergnügen des Tanzes sich überließ, an einer Spielpartie Theil genommen, und damit der Zudringlichkeit des Majors gegen Philippinen wieder freien

Spielraum eröffnet. Ihre Verlegenheit steigerte sich mit jeder Minute. Thränen des Zornes glänzten in ihren Augen. Aber Ferebach war boshaft genug, sich zu stellen, als bemerke er gar nicht ihre Verstimmung. Amalie war zu einer neuen Tour engagirt, und so gab es nur ein Wesen, das Philippinen von dem Verhaßten noch zu befreien vermochte, nämlich Ferdinand, welcher jedoch, die Vertraulichkeiten in Ferebachs Reden vernehmend, mit zornglühenden Augen, die theils dem Major, theils dem Gegenstande seiner Liebe flammende Blicke zuwarfen, aus dem Saale stürzte. Das Fräulein rief seinen Namen, er hörte jedoch nicht. Da riß sie sich gewaltsam los von dem Ueberlästigen, den Schritten ihres Geliebten hastig nachfolgend, und sie bemerkte, wie in einem Nebenzimmer Ferdinand in leidenschaftlicher Hitze mit seiner Schwester sprach.

Des Majors vertraulich-kühnes Benehmen gegen Philippine hatte bereits die Aufmerksamkeit fast aller Ballgäste rege gemacht, doch nicht auf eine für sie günstige Weise; denn Niemand forderte das Fräulein mehr zum Tanze auf, ja man mied sogar sichtbar ihre Nähe. Sie machte Miene, sich in das Zimmer begeben zu wollen, in welchem ihr Vater noch am Spieltische saß, und die Freundin rufen zu lassen, deren Gesellschaft ihr beängstigtes Gemüth aufheitern sollte. Ferebach aber hielt sie unter dem Vorwande davon ab, daß er sie erinnern zu müssen glaube, wie sie vor Kurzem noch über Müdigkeit geklagt und folglich jede Bewegung jetzt zu unterlassen sey. Sie

mußte nun ſogar mit anſehen, wie Ferdinand nach ſeinem Hute griff und mit einem Blick, aus welchem der heftigſte Seelenſchmerz ſprach, den Saal verließ. Sie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Ihr Vater, welcher von dem Unwohlbefinden ſeines Kindes ſogleich unterrichtet worden, ſtürzte mit beſorgter Miene herbei und ermahnte die Tochter, mit ihm ſogleich das Haus zu verlaſſen. Während er ihr ſo zuſprach, hatte er auf den Major, der mit erheuchelter Theilnahme Philippinens Arm zu erfaſſen ſtrebte, einen durchbohrenden Blick der Verachtung gleiten laſſen und ihm zugerufen: „Herr! verſchonen Sie mein Kind mit Ihrer Sorgfalt.“

„Sollte es dennoch denkbar ſeyn, daß meine Philippine ihr Herz einem Unwürdigen zuwenden konnte?“ war die wehmüthige Frage des tiefverletzten Vaters, als die Kutſche bereits mehrere Gaſſen weit fortgerollt war. „Iſt es jenem Elenden alſo wirklich gelungen, das frühere Vertrauen zwiſchen mir und meinem Kinde aufzuheben?“

Philippine fühlte ſich unfähig, auch nur eine Sylbe über die Lippen zu bringen. Jeder Verſuch zu ſprechen wurde durch Thränen erſtickt. Ungeſtüm ergriff ſie die Rechte ihres Vaters, ſie mit Leidenſchaft an ihr Herz preſſend, worauf dieſer in zärtlichem Tone fortfuhr: „Alſo ſteht das Herz der Tochter ihrem Vater noch jetzt offen?“ Philippine antwortete mit einem Kuſſe, den ſie auf ſeine Stirne drückte. Der Baron beſchwichtigte ſie hierauf mit den Worten: „Kind! nicht verletzen ſollte dich meine Frage; nur

dein Glück zu gründen iſt das Ziel, wo alle meine Wünſche ſich vereinigen."

Er geleitete ſie auf ihr Zimmer und empfahl ſie der Pflege von Madame Vernes. Die Kranke beſchwor jene Frau, daß ſie ſie ebenfalls verlaſſen möge, worein dieſe nur ungern willigte, und zwar erſt dann, als Philippine ein von ihr bereitetes niederſchlagendes Pulver angenommen hatte. Eine aufgeregte Phantaſie ſtellte Philippinen jetzt das Bild des Geliebten vor ihr geiſtiges Auge, wie er mit zermalmendem Blicke den Saal verlaſſen hatte. Sie wiederholte ſich auch im Geiſte die an ſie gerichteten Worte ihres Vaters, und Alles diente nur dazu, ihre Einbildungskraft noch mehr aufzureizen. Erſt am anbrechenden Morgen hatte ein wohlthätiger Schlummer ihre Augenlieder geſchloſſen.

Das Haus, welches der Baron bewohnte, gewährte die Ausſicht auf den Hauptplatz der Stadt, wo eine Stunde vor dem Beginne der Wachtparade ſich die müßigen Offiziere der Garniſon zu verſammeln pflegten. Ein Geräuſch ſeltſamer Art ſtörte Philippinen aus ihrem Morgenſchlummer. Ein rauhes ungezügeltes Lachen ſcholl an ihr Ohr und machte ſie im Innerſten erbeben, ohne daß ſie ſelbſt einen Grund dafür anzugeben vermochte. Sie horchte der Stimme Desjenigen, welcher die unziemliche Lache aufgeſchlagen hatte, und vernahm aus wenigen Sylben ſchon, daß von ihr die Rede ſey. „Unglaublich!" rief ein Offizier. — „Bei meiner Ehre!" verſicherte der Andere, — „dieſe Paſſage war die einzige, welche ihm offen ſtand, ſeit-

dem der zärtliche Papa seiner Angebeteten so unverhohlen zu verstehen gegeben, daß er diesen Schwiegersohn nicht sehr wünsche, die Tochter aber auf den Besitz ihres Seladons doch nicht verzichten wollte. Alles dieß ist auf dem Balle der Gräfin Berlotti abgeredet worden. Ueberdieß scheint Major Ferebach ganz der Mann zu seyn, welcher ein Mädchenherz zu fesseln im Stande, und das ehrenvollste Zeugniß für die Wahrheit meiner Behauptung liefert die dießmals glückliche Ausführung seines Projekts. Zu seinem Glück ist man hier von seinem lockern Lebenswandel weniger unterrichtet." — „Meiner Treu!" — fiel dem Sprecher ein alter Gardekapitain in's Wort — „der Kerl darf es seinem Geschicke danken, daß er bei dem sehr gewagten Sprunge aus dem Fenster von der ziemlich hohen Etage auf das Straßenpflaster sich nicht ein Bein gebrochen hat. Allenfalls lohnt sich's noch um solchen Preis ein Krüppel zu werden."

Ohne noch den Zusammenhang dieses Gesprächs errathen zu können, fühlte Philippine eine Beängstigung, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte. Sie raffte sich vom Lager empor und stürzte an's Fenster, wo sie einen Kreis von Offizieren bemerkte, deren Blicke nach ihrer Wohnung gerichtet waren. Sie schienen mit den Augen die Höhe des Zimmers zu messen, welches die Kammer der Frau Bernes von Philippinens Schlafgemache absonderte. In diesem Augenblick trat ihr Vater zur Thüre herein, mit einem Antlitze, welches den furchtbarsten Sturm in seiner Seele verkündigte und seine edeln Züge dermaßen

krampfhaft verzerrte, daß ſie eine Schreckgeſtalt aus dem unglücklichen Manne gebildet hatten. Eiſeskälte erſtarrte das Blut in den Adern ſeiner mitfühlenden Tochter, als ſie zum Zweitenmale ſeit dem Tode ihrer Mutter den ehrwürdigen Greis in Thränen ausbrechend vor ſich ſah. Sie wollte theilnahmsvoll auf ihn zuſchreiten und ſtreckte ihm ihre Hand entgegen. Er aber wandte ſein Antlitz entrüſtet von ihr weg und donnerte ſie an: „Ungerathenes Kind, das meiner väterlichen Liebe eben ſo unwürdig war, als meinen Namen zu führen, welchen du gebrandmarkt haſt durch die Wahl eines Mannes, deſſen befleckter Ruf und pöbelhafte Sitten die Ehre meines Hauſes untergraben. Nicht minder aber fühle ich mich gekränkt durch dein heuchleriſches Weſen, womit es dir geglückt, deine niedrigen Wünſche mir ſo lange geheim zu halten, mir, dem zärtlichſten der Väter, welcher das Vertrauen ſeines Kindes am wenigſten gemißbraucht haben würde.“ Die Tieferſchütterte wagte zu entgegnen: „Welches Verbrechens werde ich auf ſo zermalmende Art angeklagt?“ — Als ſie dieſe Worte ausſprach, hatte ſie ſeine Hände, mit welchen er das Geſicht verhüllte, gleichſam als ſey ihr Anblick ihm Schauder erregend, weggezogen und, ſie mit ihren Thränen netzend, ſich ihm zu Füßen geworfen. „Hier flehe ich, mein Vater, um Erklärung dieſer furchtbaren Worte!“ ſchluchzte ſie heftiger. „Schmachvolle Verſtellung!“ ſchrie er zürnend auf, mit tödtenden Blicken ſie durchbohrend: „Aus meinen Augen, Verworfene! Es ſey dir Zeit genug gegeben über

deinen Fehltritt nachzudenken, wenn dein Vater nicht mehr seyn wird."

Giftige Verzweiflung hatten diese Reden in Philippinens kranke Seele geträufelt und wirkten dahin, die Unglückliche der edelsten Gabe, womit der Schöpfer den Menschen beschenkte, der Vernunft sie auf lange zu berauben. Philippine klagte in der furchtbarsten Aufregung, wobei sie mit den Händen ihr schönes Antlitz zerwühlte, vor sich hin: „Himmel! habe ich also keinen Vater mehr? Und was ist mein Vergehen?" und krampfhaft umschlossen ihre Arme seine Knie.

„Tochter!" begann der Baron, die Leidende zum Sopha führend, mit erzwungener Mäßigung seiner Gefühle, — „diesen Morgen will man einen Mann bemerkt haben, welcher den Weg aus unserm Hause durch dein Fenster nahm. Der wachthabende Offizier hat in ihm den Major von Ferebach erkannt. Deine Schande ist zur Oeffentlichkeit gelangt, und diese entehrenden Zeilen, welche an der Schwelle deines Zimmers vorgefunden wurden, zeugen von deinem Einverständnisse mit dem Verabscheuungswürdigsten seines Standes."

Zitternd griff die Gekränkte nach dem Papiere, dessen Schriftzüge ihr gänzlich unbekannt waren, und dessen Inhalt sie so sehr ergriffen hatte, daß jedes Wort sich ihr in's Gedächtniß prägen konnte. Folgendes enthielt jenes Billet:

„Ja, meine anbetungswürdige Philippine! wir „müssen und werden bald am Ziel unserer Wünsche

„seyn. Zur Gründung unseres Glückes sind bereits „alle Maßregeln getroffen. Mein Leben ist fernerhin „Ihnen allein gewidmet. Die nächste Mitternacht „sieht mich zu den Füßen meiner Huldin. Sie werden „die Gesellschaft in der von uns bereits festgesetzten „Stunde verlassen. Die Ballgäste, viel zu sehr mit „sich selbst beschäftigt, können unser Verschwinden „nicht sogleich bemerken, und sind erst die beglückenden „Augenblicke verstrichen, in welchen durch die Be„friedigung meiner Wünsche das Bündniß unserer „Liebe auf ewig geschlossen, steht mir das Vorurtheil „Ihres Vaters nicht länger hindernd im Wege, der „zu Ihrem Besitze führt."

Ein Laut des Entsetzens drängte sich aus der Kehle Philippinens, welchem eine tiefe Ohnmacht folgte. Regungslos lag sie am am Boden. Ihr Vater schellte eiligst die Bedientenglocke, worauf er, den eigenen Schmerz bekämpfend, die Kranke in's Bett hob, sie mit allen Zeichen elterlichen Mitleids wieder in's Leben zu rufen sich abmühend. Einige Minuten früher gespendet, würden sie vielleicht die geistige Kraft der Unglücklichen noch aufrecht erhalten haben; bei ihrem jetzigen bewußtlosen Zustande waren die Bemühungen des Barons vergebens. Frau Vernes eilte mit helfenden Geberden herbei, war aber nur hinzugekommen, um von dem Vater der Kranken die empfindlichsten Verweise wegen ihres Betragens in seinem Hause zu vernehmen. Jedes seiner Worte gewann an Schärfe. Madame Vernes, die bisher keine andere Behandlung als kalte Höflichkeitsformeln erfahren, entsetzte sich nicht

wenig, ſo plötzlich ein Gegenſtand ſeines Grimms geworden zu ſeyn. Um einer ſtrengen Prüfung ihrer Handlungsweiſe zu entgehen, zog ſie ſich eilends auf ihr Zimmer zurück, Anſtalten zu treffen, dieſes Haus noch in derſelben Stunde zu verlaſſen. Noch an jenem Tage war ſie aus Strasburg verſchwunden, weil ſie nicht zweifeln konnte, daß der Baron von der Art und Weiſe, wie ſie den ihr anvertrauten Poſten verwaltet habe, in Kenntniß geſetzt worden ſey.

Vier und zwanzig Stunden hindurch erlag Philippine den heftigſten Krämpfen. Als ſie ſich wieder etwas wohler fühlte, ſchleppte ſie ſich in das Zimmer ihres Vaters. Die eingetretene Geiſteszerrüttung verhinderte ſie, ihre Rechtfertigung dem getäuſchten Vater vorzubringen. Nur wenige Worte bahnten ſich mühſam den Ausgang über ihre Lippen, aber der beſte der Väter hatte deren Sinn enträthſelt, und ſeine Zähren benetzten ihr Geſicht. Vergeblich jedoch waren ſeine Bemühungen, nur ein Weniges von ihr zu erfahren, wie und auf welche Art ihrer Unſchuld Fallen bereitet worden waren. Nach ſichtbarer Anſtrengung wollte es ihr gelingen, einen zuſammenhängenden Bericht jener Umſtände zu liefern. Da fügte es ſich aber, daß Ferebach zur Thür hereintrat. Der Unverſchämte wagte ſogar, dem von ihm ſo tief verletzten Vater auf deſſen eigener Stube Vorwürfe über ſeine unzeitige Strenge gegen ein ſo gutes Kind zu machen, und ſchloß mit einem Schwalle ſüßer Redensarten, die Philippinen gelten ſollten.

Gleich bei dem Erſcheinen des Böſewichts hatte der Baron einen Blick des tiefſten Bedauerns auf die geliebte Tochter gleiten laſſen. Die einzige Erinnerung, welche Philippinen von jener Stunde noch geblieben, war die ſtarke Aufregung ihres Gemüthes, als eine Folge des verhaßten Wiedererblickens jenes Schändlichen, und wozu die an ihre Ohren ſchallende Stimme des Ungeheuers ebenfalls beigetragen hatte. Was hernach mit ihr geſchehen, iſt ihr unbekannt geblieben. denn unzählige Ohnmachten wechſelten an jenem Tage mit lauten Ausbrüchen des Wahnſinns.

Die Folgen, welche dieſe furchtbaren Stunden hinterließen, waren Schwäche des Gedächtniſſes und unzweifelhafte Symptome der Geiſteszerrüttung. Zwei Monate verlebte Philippine in einem abwechſelnden Zuſtande von Stumpfſinn und Raſerei. Sie erkannte damals Niemanden, ſelbſt nicht ihre Hausgenoſſen. Allmählich fanden ſich ihre geiſtigen Kräfte wieder, doch ihr Erwachen ſollte noch ſchrecklicher ſeyn. „Wo iſt mein Vater?“ war die erſte Frage, welche ſie an ihre Hausgenoſſen richtete, als ſie die von ihm bewohnten Gemächer des Hauſes leer erblickte. „Ihr Vater hat ſchon vor einem Monat das Zeitliche verlaſſen,“ war die Antwort des alten Martin, ihres Hausverwalters. „Der beklagenswerthe Zuſtand, in welchen wir Sie während der letzten zwei Monate verſetzt ſahen, hatte dem wackern Greiſe das Herz gebrochen.“ — „Alſo todt, der beſte der Väter todt?“ ſtöhnte die Unglückliche tief auf, und wilde Verzweiflung blitzte aus ihren Augen. Sie raffte ihre

letzten Kräfte zusammen und stürzte in das Zimmer, worin zum Letztenmale seine Stimme ihr Ohr berührt hatte. Die Bildnisse ihrer guten Eltern waren die ersten Gegenstände, die sich ihren wildschweifenden Blicken darboten. Andächtig beugte sie vor ihnen das Knie, während ein Thränenstrom über die bleichen Wangen rieselte. Was ihre Verzweiflung bis zum Gipfel steigerte, war der trostraubende Gedanke, daß ihr Vater aus der Welt gegangen, ohne ihr seinen Segen hinterlassen zu haben. Von dem alten Martin erfuhr sie späterhin, daß der Pfarrer des Kirchspiels seit dem Beginne der Krankheit des Barons bis zur letzten Stunde nicht von dessen Lager gewichen sey. Philippine ließ ihn alsogleich zu sich berufen, und der Ehrwürdige verfehlte nicht, sich in ihrem Hause einzufinden, um die Schmerzerfüllte mit geistlichem Troste zu stärken.

Von ihm vernahm sie, daß ihr Vater kurz vor seinem Verscheiden noch den Schleier zerreißen sah, der jene Schandthaten so lange verhüllt hatte, worüber sein krankes Herz gebrochen. Doch zu spät! Der Pfeil des Todes haftete bereits in seiner Brust. Die Heftigkeit seines Grams, die Höhe der Verzweiflung, auf welche ihn der bejammernswerthe Anblick seines inniggeliebten Kindes getrieben, alles Dieß mußte vereint dahin wirken, ihn auf das Krankenlager zu werfen, von welchem er sich nimmermehr erheben sollte. Die Kräfte schwanden ihm so schnell, daß er sich schon im Beginne der Krankheit unfähig fand, sowohl mündlich als schriftlich seinen letzten Willen

kund zu thun. In den Armen jenes würdigen Dieners der Kirche hauchte der Leidende seine Seele aus, und noch die letzten Laute waren Segenssprüche gewesen, welche er der unschuldigen Urheberin seiner Leiden spendete, sie zugleich der Fürsorge seines frommen Freundes empfehlend. „Sie, Fräulein Philippine, Sie waren sein letzter Gedanke," wiederholte der Geistliche mit Nachdruck — „und die heftigen Gemüthsbewegungen, welche das Festhalten Ihres Bildes in seiner Seele erregten, hatten jenes hitzige Fieber befördert, welchem der schwache Greis endlich erliegen mußte."

Dieser Nachsatz zu dem schmerzlichen Berichte über das Ableben des Barons hatte die Bitterkeit seines Inhalts in etwas zu schwächen vermocht. „Er hat dir also doch nicht seinen väterlichen Segen vorenthalten," rief der guten Tochter eine tröstende Stimme in ihrem Innern zu. Seit jener Stunde fühlte sie sich ruhiger, denn der Segen des sterbenden Vaters hatte ja den Schimpf, der sich an ihre Zukunft anheften zu wollen schien, von ihr abgewaschen. Obgleich schwach und muthlos hatte nun ihre Verzweiflung einen stillern Charakter angenommen, denn die Ausbrüche wilder Raserei stellten sich seit jenem Tage nicht wieder ein. Die frommen Unterredungen mit dem geistlichen Herrn, seine sanften Ermahnungen und salbungsreichen Trostworte, diese überdieß in einem herzlichen Tone vorgetragen, der seine persönliche Achtung für sie bekundete, alles Dieß wirkte dahin, ihrer Seele einen Theil der frühern Kraft

wieder zurückzugeben. Sie begann endlich mehrere Fragen über ihr ehedem befreundete Personen anzustellen. Unter Anderm mußte ihr sehr auffallen, daß Freundin Amalie während der Dauer ihrer Krankheit auch nicht das geringste Zeichen der Theilnahme an ihren Leiden hatte merken lassen. Es kostete ihr Mühe genug, sich zu überreden, daß sie sich in dem Charakter dieser Dame nicht geirrt; denn zu sehr war sie sich bewußt, wie eine fortbewiesene Anhänglichkeit Amaliens an ihre Person ihre Genesung rascher herbeigeführt haben würde. Sie hatte bis dahin die Menschen nur zu wenig gekannt. Das schmerzliche Bewußtseyn, vereinzelt in der Welt dazustehen, keine mitfühlende Seele um sich wissen, veranlaß ihr zu Betrachtungen ernster Art. Die bedeutende Hinterlassenschaft des Barons hatte in den Augen seiner Tochter nicht den geringsten Werth; denn schon war von ihr ein neuer Lebensplan geformt, welchen sie dem redlichen Pfarrer mitzutheilen beschloß. Das Gefühl der Einsamkeit, so wie das Drückende des Vorurtheils, welches das Gerücht von Ferebachs Verhältniß zu ihr unter den Stadtleuten rege gemacht, trugen mit Amaliens offenbarer Kälte und Ferdinands fortwährendem Schweigen zur Genüge bei, in ihr den Vorsatz zur Reife zu bringen, jede fernere Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft aufzuheben. In dumpfen Klostermauern die Ruhe zu suchen, welche sie in der großen Welt nicht wieder fand, dazu konnte sie sich eben so wenig entschließen, weil ihre Phantasie diese Art von Zufluchtsstätte für

die Unglücklichen ihres Geschlechts ihr von jeher mit den düstersten Farben ausgemalt hatte. Um eine Lebensweise zu beginnen, die ihrer frühern ganz entgegengesetzt seyn sollte, dünkte ihr der Aufenthalt auf dem Lande geeigneter und ihrer jetzigen Gemüthsstimmung am meisten zusagend. Das Ziel ihrer Wünsche konnte sie jedoch nur in der strengsten Abgeschiedenheit von der großen Welt finden. Sie beschleunigte daher die Ausführung ihres Vorsatzes. Ihr kleines Besitzthum vermachte sie alsbald einer entfernt lebenden, von Dürftigkeit gedrückten Verwandten, einen Theil ihrer Jahreseinkünfte verwendete sie zu frommen Stiftungen, und mit dem Ueberreste ihres Vermögens erkaufte sie jenes Gut, dessen im Eingange meiner Erzählung erwähnt worden. Unter jenen harmlosen Dorfbewohnern hatte sie ihr schmerzenreiches Leben zu beschließen gewünscht."

Der Pater hatte das Heft, welches die Leidensgeschichte Philippinens enthielt, nachdem er seine Lektüre beendet hatte, wieder neben seinen Quartanten hingelegt und schickte sich eben an, manchen schönen Zug aus dem musterhaften Leben der Verewigten uns mitzutheilen. Mein Reisegefährte, welcher bisher gleich mir mit ununterbrochener Aufmerksamkeit den Worten des Vorlesers gefolgt war, ohne einmal den Blick von ihm abzuwenden, noch durch eine Frage seinen Vortrag zu unterbrechen — dieser hatte zu meiner und des Geistlichen nicht geringer Verwunderung auch jetzt noch dasselbe ernste Schweigen, dieselbe Richtung des Antlitzes beibehalten und schien fast

keine Spur des innern Lebens zu verrathen. Ich vermochte mir den Grund ſeines räthſelhaften Betragens nicht zu deuten und nahm die bereits nahe Mitternacht zum Vorwande die Converſation zu unterbrechen. Eben ſo ſprachlos wie bisher, nur durch das Verlaſſen ſeines Sitzes und eine ſtumme Verbeugung gegen den Paſtor ein Lebenszeichen verrathend, faßte mein Begleiter ſeinen Hut, hüllte ſich ſchweigſam in ſeinen Mantel und verließ mit mir die Pfarrwohnung, worauf wir raſchen Schrittes dem Einkehrhauſe zueilten. Kein anderer Laut ließ ſich auf dem noch ziemlich weiten Wege dahin vernehmen als das Knittern des gefrornen Schnees unter unſern Füßen. Schauerlich pfiff der eiſige Nachtwind von den benachbarten Bergen herüber und trieb mit den flatternden Krägen unſerer Reiſemäntel unausgeſetzt ſein muthwilliges Spiel. Endlich hatten wir unſer Nachtquartier erreicht. Aechzend drehten ſich die Angeln des Thores hinter uns, und der ſchlaftrunkene Hausknecht ſchwankte mit ſeiner Diebslaterne, die morſchen Holztreppen uns voranleuchtend, nach unſerm Zimmer.

Ich mochte kaum einige Stunden geſchlummert haben, als ein ſcharfer Luftzug durch das Zimmer ſtrich und mich unſanft weckte. Verwundert hob ich mich vom Lager, als ich mittelſt der anbrechenden Dämmerung gewahrte, wie eines der Fenſter offen ſtand und dem kalten Morgenwinde den Durchzug geſtattete. Vielleicht auch war es das durch öfteres Anſchlagen der Fenſterrahmen an die Mauer bewirkte Geklirre der in ihren holzernen Einfaſſungen nur locker befeſtigten

Glasscheiben, was mein Erwachen befördert hatte. Ich schalt das unkluge Benehmen meines Schlafgenossen, der in einer frostigen Sylvesternacht auf dergleichen Mittel zur Reinigung der Stubenluft hatte verfallen können. Wie sehr aber erstaunte ich, ungeachtet ich noch immer mit dem Nachtriegel die Zimmerthüre von innen gesperrt fand, das Bett meines Reisegefährten — leer zu erblicken. Entschieden war es, daß er des Nachts durch das Fenster einen Spaziergang in's Freie unternommen; was aber konnte dem Seltsamen in so grimmiger Kälte einen Hang zu Nachtwanderungen beigebracht haben? Ich maß die Höhe des Fensters bis zum Erdgeschosse, fand bei dem einstöckigen Häuschen den Sprung nicht sehr gewagt; jedoch traf ich sogleich die nöthigen Anstalten, das Gesinde zu wecken und einige Bauerkerle durch das Dorf zu schicken, um von dem Entsprungenen Kunde zu erhalten. Eine halbe Stunde konnte verstrichen seyn, als man einen von Frost erstarrten Mann in knieender Stellung einbrachte, in welchem ich den — Nachtwandler erkannte. Alle Bemühungen, ihn zum Leben zu erwecken, blieben fruchtlos. Längst mußte der Odem aus seinem Körper gewichen seyn. Seine Augen verriethen noch immer den heftigen Seelenschmerz. Auf meine Frage, an welcher Stelle der Leichnam aufgefunden worden, versetzte der Todtengräber des Dorfes, sich mühsam aus den Umstehenden zu mir hervordrängend, daß, als er bei Anbruch der Dämmerung an sein gewohntes Tagewerk gegangen, um für einen in dieser Nacht

verblichenen Säugling das kühle Lager zu bereiten, er nicht wenig sich entsetzt habe, an dem Grabhügel der vorigen Tags zur Erde bestatteten Dame einen ihm unbekannten Herrn in soldatischer Tracht zu gewahren, und zwar schien er in betender Stellung begriffen gewesen. Als er auf seinen Morgengruß und die Frage, wie der Herr es angefangen, über die Kirchhofmauer unbeschädigt hinabzugleiten, vergeblich eine Erwiederung gehofft, die Gestalt aber fortwährend regungslos geblieben, sey er näher hinzugetreten und habe sich gleich überzeugt, daß der Fremde die Nacht hindurch hier geweilt haben müsse, weil er, von der Kälte erstarrt, kein Lebenszeichen mehr verrieth.

Nach Durchsuchung des Portefeuille, welches der Verstorbene bei sich getragen, fanden sich Documente, Quittungen und andere Papiere, aus deren stets gleichlautender Unterschrift wir erfuhren, daß der Unglückliche — Ferdinand von Ulmen geheißen und also der bis in den Tod getreue Liebhaber der ihm wenige Tage früher vorangegangenen Dulderin gewesen, welcher er nun auch in das bessere Jenseits hinüber gefolgt war. Ich verweilte bis zum andern Morgen im Dorfe. Um die neunte Stunde war es, als ich mit der frommen Dorfgemeinde der Leiche meines Reisegefährten zu ihrer Ruhestätte folgte, welchem erst in der kühlen Gruft die Vereinigung mit der Herzgeliebten beschieden gewesen. Ein Hügel deckt nun die Liebenden und ein einfacher Grabstein erhebt sich über demselben, dessen wenige aber inhalt-

ſchwere Zeilen den fleißigen Beſuchern dieſes Friedhofes manche mitleidsvolle Thräne abfordern.

Als der ſentimentale Martisſohn ſeine Erzählung geendet hatte und in der Perſon ſeiner Heldin eines der gelungenſten Beiſpiele für ſeine zu Gunſten des ſchönen Geſchlechts vorhin aufgeſtellte Behauptung vorgebracht zu haben glaubte, zerſtörte der muthwillige, vom Geiſte des Widerſpruchs beſeelte Eimann dieſen ſüßen Wahn des Erzählers durch folgende Einwürfe. So behauptete er, entſcheide Philippinens Wahnſinn und ſpätere Zurückgezogenheit von der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo wenig für die Feſtigkeit einer weiblichen Tugend, als der Selbſtmord einer Lucretia; denn Ferebachs Methode, zum Ziele ſeiner Wünſche zu gelangen, war, wie die des Tarquinius, keineswegs die einzig vollkommene, ein Frauenherz zu erſchließen. Dieſes will, wie die meiſten Feſtungen, nicht durch gewaltſame Mittel, ſondern durch geſchmeidige Liſt gewonnen ſeyn. Ueberdieß fragt es ſich, ob dieſe beiden Eroberer, hätte ihre Individualität dem Gegenſtande ihrer Wünſche mehr entſprochen, ihren Sieg nicht auf eine eben ſo leichte als ſüße Art errungen haben würden? Unter Tugend jedoch begreife ich nicht eine ſterile Reſignation auf alle Weltfreuden, ſondern die Kraft, ſich ſelbſt zu bekämpfen. Nur die Verſuchung, welche man durch hartnäckigen Widerſtand beſiegt, gibt nach den Graden ihrer Größe das richtige Maß für die Tugend der Perſon, die

ihrer Beute würdig befunden worden. Beide hier angeführte Fälle eignen ſich daher am wenigſten zu Belegen für die Unerſchütterlichkeit der weiblichen Moral. Wenn Philippine von dem Werthe der Jungfräulichkeit ſo phantaſtiſche Begriffe hegte, daß ſie über den Verluſt derſelben ihren Verſtand einbüßte, entſprang Dieß weniger aus Tugendſinn, welcher auf eine ſolche Verirrung auch nicht den mindeſten Einfluß hat, ſondern aus kleinbürgerlicher Angſt über eine mögliche ungünſtige Nachbarnkritik ihres Rufes. Wäre kein Verurtheil für deſſen Einbuße zu fürchten geweſen, hätte ihr Schickſal keine ſo kläglich-tragiſche Wendung genommen, um ihrem Anbeter zu dem allerromiſchſten Tode eines vor unbefriedigter Sehnſucht melancholiſch gewordenen Liebhabers zu verhelfen; wäre Ulmen zur rechten Zeit umgekehrt, hätte er zu den Füßen ſeiner Dame ihr verſichert, daß jene tarquiniſche Aufführung ſeines Nebenbuhlers ihm nicht im mindeſten warm gemacht habe, und daß ihr Beſitz ihm jetzt nicht weniger wünſchenswerth als eine Woche früher ſey, ſchwerlich möchte ein ſo tragiſcher Erfolg aus dem kurzweiligen Ueberrumpelungsplane des Majors hervorgegangen ſeyn. „Das einzig Bemerkenswerthe an Ihrer Geſchichte" — ſetzte der giftige Spötter mit beſonderem Nachdruck hinzu — „dürfte das lebhafte Intereſſe ſeyn, welches Sie, mein Herr, an dem Schickſale jener Dame bezeugten, indem Sie auch den kleinſten Nebenumſtand aus deren kläglicher Lebensgeſchichte in ihrer beutigen Mittheilung nicht zu übergehen wagten. Noch mehr bewundere ich Ihr Gedächtniß für Dinge dieſer

Art, weil Sie, Ihrem Vorgeben nach, aus dem einmaligen Anhören von Philippinens Biographie, die Sie nur aus dem Munde jenes Geistlichen haben, auch für das minder Bedeutende in Ihrem Gedächtnisse Platz zu schaffen wußten."

Ich übergehe hier die Vertheidigungen des uniformirten Frauen-Advokaten, welche eben nicht geeignet wären, den, wegen der bisher überkämpften Langeweile uns zürnenden Leser mit dem Herausgeber dieses Versuchens zu versöhnen, sondern weise nur flüchtig darauf hin, wie Herr Cimann sich verbindlich gemacht, der Geschichte Philippinens eine andere aus dem Schatze seiner Erfahrungen entgegen zu stellen, wofern die ihm sehr werthe Gesellschaft die Garantie des Anhörens nicht ablehnen wollte. Wie man es von jenem Mifogyn erwarten konnte, sollte sein novellistischer Beitrag einen ganz entgegengesetzten Zweck verfolgen, als jenen, die Tugend des andern Geschlechts in Schutz zu nehmen. Nach erhaltener Aufforderung seiner Zuhörer, daß er die versprochene Geschichte immerhin ihren Anfang nehmen lasse, nahm Herr Cimann ermuthigter das Wort:

Schicksals-Tücken.

Als ich vor drei Jahren die Residenz Sachsens zum Ziele einer kleinen Ferienreise bestimmte, ermangelte ich nicht, schon am zweiten Tage meines dortigen Aufenthalts einen Jugendfreund, den Maler Krusius, zu besuchen. Die ärmliche Einrichtung seines Logis

deutete darauf hin, daß Dame Fortuna, die nie eine Beſchützerin der Künſtler, auch dieſem jungen Manne nicht ſonderlich gewogen. In ſeinen Mienen jedoch ſprach ſich die Zufriedenheit mit ſeinem Loſe ſo unzweifelhaft aus, daß ich meine Verwunderung hierüber ihm nicht länger verhehlen konnte. Er belehrte mich jedoch, daß ſeine Lebensluſt aus einer andern Quelle abzuleiten ſey, wie er nämlich das Herz einer ſittſamen Jungfrau ſich gewonnen, welche ihn für ſo vielfache Entbehrungen anderer Glücksgüter mit ihrer Erwiederung ſeiner Gefühle ſchadlos halte. Als ich ſeiner begeiſterten Aufzählung ihrer moraliſchen und phyſiſchen Vorzüge ein zweifelhaftes Lächeln entgegen ſetzte, glaubte er meine Bekehrung auf dem kürzeſten Wege zu bezwecken, indem er mich aufforderte ihn am nächſten Abende zu ſeiner Auserwählten zu begleiten.

Dieſe bewohnte ein beſcheidenes Dachſtübchen in der ſehr entlegenen Drehgaſſe in der Pirna'ſchen Vorſtadt. In der That fand ich an dieſer weiblichen Bekanntſchaft ſo wenig zu tadeln, daß ich dem Geſchmacke meines Jugendfreundes volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſeine Aufforderung, die folgenden Abende meines ohnehin kurzen Aufenthalts in Dresden mit ihm bei Franziska zu verleben bereitwillig annahm. Wir brachten daſelbſt den größern Theil des Abends, weniger in planloſem Geſpräche als mit Lektüre zu, für welche unſere Wirthin beſondere Empfänglichkeit zeigte. Klauſus verwaltete ſtets das Amt eines Vorleſers bei ihr, weil ſie die hellern Tagesſtunden mit

bestellter Näh- und Stickarbeit, deren kärglicher Ertrag zur Fristung ihrer Existenz diente, auszufüllen bedacht seyn mußte, daher sie, um ihren vom Tagesfleiße ermüdeten Augen die heilsame Ruhe zu gönnen, das Selbstlesen sich versagen mochte. Ihr Vorleser trug eben so sehr Sorgfalt, stets das Interessanteste unter den neuern literarischen Erzeugnissen aus der Leihbibliothek herbeizuschaffen. Dießmal waren es die ergötzlichen Schilderungen des Ungarvolkes und seiner von den andern Nationen Europa's so ganz abweichenden Lebensweise und Landesverfassung, die er in dem jüngst erschienenen Werke von Ellrich: „Die Ungarn, wie sie sind," gelesen und deren belustigender Inhalt auch seine reiz-geschmückte Zuhörerin in besonderem Maße angesprochen hatte.

Als nun die neunte Abendstunde von den Stadtthürmen in ernsten Lauten durch die schweigende Nacht hinhallend den müden Bewohnern verkündet wurde, mahnte Franziska, meine Schläfrigkeit besorgend, ihren so spät noch weilenden Geliebten an die nahende Mitternacht. Folgsam schlug er das Buch zu und ergoß sich jetzt, das Gelesene seinem Gedächtniß überliefernd, in excentrische Lobpreisungen jenes Landes, dessen freiere Verfassung es im Contraste zu andern Staaten der Christenheit noch immer als ein romantisches erscheinen lasse, wo, wie im fabelhaften Alterthum, keine polizeilichen Spürer auf den unglücklichen Flüchtling Jagd machen, wo wie in der goldenen Zeit des Grafen Roland und des Königs Arthur der Wanderer nicht in jedem Koth-

ſtädtchen von einem grämlichen Thorſchreiber im barſchen Tone zur Vorzeigung ſeines Reiſepaſſes aufgefordert wurde, wo das gaſtliche Magyarenvolk jedem Unglücklichen ein Aſyl vor dem nachſetzenden Verfolger biete. Mit freudigem Willkommen nehmen dort die ſchwach bevölkerten Städte den Fremdling in ihre Mitte auf, und um ſo williger, wenn dieſer, erfahren in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, ein nützliches Mitglied zu werden verſpricht. „Dorthin, Franziska, laß uns zieh'n!“ fuhr der junge Maler in lebhafterm Tone und ſteigendem Ausdrucke der Geberde fort. „Ich ſpeculire mit meinem Pinſel auf die Börſen der Eitelkeit, und jeder blonde Mädchenkopf, jedes ſtolze Magnatenhaupt ſichert mir den monatlichen Bedarf meines Hausweſens; denn auch die überraſchende Wohlfeilheit der Lebensmittel und vieler andern Unentbehrlichkeiten zählt man zu den Vorzügen dieſes faſt mährchenhaften Landes. Dahin folge mir, Franziska, dort ſteht unſerer ehelichen Vereinigung kein grillenbefangener Vormund mehr im Wege. Sein Einfluß reicht nicht über Wolfsthal*) hinaus. Verzichte immerhin auf die kärgliche Jahres-Penſion, womit die ſterbende Gräfin Gernheim deine Zukunft zu ſichern wähnte. Geübt in weiblicher Kunſtarbeit, darfſt du dort bei verminderter Concurrenz auf beſſere Kunden hoffen, denn die Freigebigkeit des ungariſchen Adels war ſchon vor alter Zeit zum Sprichwort geworden.“

*) Ein Grenzdorf zwiſchen Oeſterreich und Ungarn.

Aber die bedenklichere Jungfrau ſuchte jetzt dem begeiſterten Jüngling das kühne Wagniß auch von der minder freundlichen Seite zu beleuchten. Sie ſchützte die abſchreckende Wegesweite vor, welche für den Reiſenden Ausgaben erheiſchte, zu deren Beſtreitung ſelbſt die vereinten Kräfte ihrer Börſen ſchwerlich hinreichen würden. Ferner bemerkte ſie, daß die Friſt bis zur Großjährigkeit ihres Geliebten ſich ſchon dem erſehnten Ende nähere und dem garſtigen Vormunde auf die Handlungen ſeines Mündels gar keinen Einfluß mehr geſtatten dürfte. Ueberdieß, meinte die Bedächtige, ſey es verziehbarer, ſich mit dem kargen Genuſſe eines unbedeutenden Sümmchens zu begnügen, als den kleinen Reſt der älterlichen Habe dem falſchen Glücke zu vertrauen, welches nur ſelten das gewagte Capital mit dankbaren Zinſen wieder erſtatte. Die Reihe ihrer Einwendungen gegen die beabſichtigte Reiſe ſchloß ſie mit der Klage, daß Ungarn das einzige Land ſey, deſſen Boden ſie nur mit bangem Vorgefühle betreten müßte; denn eben die mit Unrecht belobte freiere Verfaſſung jenes Landes, die jedem Flüchtlinge geſtattet, ſich mit verändertem Namen und Charakter unter die argloſen Ortsbewohner zu miſchen, gab einſt einem Verworfenen die Macht, zwei Generationen einer ſonſt ſo hoch geachteten Familie, deren letzter Sprößling in dieſem Augenblick darüber ſeufze, in bodenloſes Elend zu ſtürzen.

Kruſius hatte vielleicht aus Zartgefühl, vielleicht auch aus andern Gründen, ungeachtet ſeines ſeit länger als zwei Jahren beſtehenden Verhältniſſes zu

der Jungfrau ſie dennoch bisher nie um ihre Familienſachen befragt. Auf einem der Bälle, deren die prachtliebende Gräfin Gernheim in jedem Carneval mehrere in ihrem Palais abzuhalten pflegte, und wozu ihr menſchenfreundlicher Sinn auch andere als von Stammbäumen beſchattete Tänzer geladen, hatten ſich die Liebenden kennen gelernt und bald Gelegenheit gefunden, ihre Gefühle ſich gegenſeitig mitzutheilen. Die Gräfin ſchien dieſen Herzensbund begünſtigen zu wollen; denn ihr ſehr wohlgelungenes Bildniß, von des Jünglings ſchaffendem Talente das ſchmeichelhafteſte Zeugniß gebend, ſprach täglich mit mild-freundlichen Mienen von der hohen Wand herab zu Gunſten des jungen Künſtlers. Auch Franziska's Wünſche hatten nie ihren Weg zum Herzen der menſchenfreundlichen Dame verfehlt; denn dieſe vergaß nicht des treuen Dienſteifers, welchen ihr das Mädchen vorzugsweiſe zu Wien erwieſen, als ein heftiges Fieber die von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe und andern Zufälligkeiten Angegriffene auf das Krankenlager geworfen. Damals hatte ſie das zu ihrer Wartung empfohlene Kind zum erſten Male geſehen und die bewieſene Treue mit der Aufnahme in ihre Dienſte belohnt. So war die damals vierzehnjährige Wienerin mit ihrer Herrſchaft nach Dresden gekommen und viertehalb Jahre hernach ein betrübter Zeuge des ſchmerzvollen Hinſcheidens der Hochverehrten geweſen. Das von ihr für Franziska ausgeſetzte Legat war durch den Einfluß geiziger Erben, die den Notar in ihr Intereſſe zu ziehen nicht verfehlten, nur ſehr kärglich ausgefallen

und so wäre das allenthalben verlassene Mädchen, welches die angebotene Unterstützung des Geliebten großmüthig ausschlug, in dem fremden Lande im drückendsten Mangel gewesen, wenn nicht ihre Gewandtheit in allen Gattungen der Kunstnätherei bei einfacher Lebensweise sie gegen herandrohende Dürftigkeit schirmte. Krusius war daher durch Franziska's letztausgesprochene Klage, deren Inhalt er nicht zu enträthseln vermochte, heftig erschüttert worden. Seinen Bitten, ihm den dunkeln Sinn ihrer Worte zu erhellen, setzte sie die nahe Mitternacht als passenden Vorwand ihrer ausweichenden Antwort entgegen, die Befriedigung seiner Wißbegier auf den nächstfolgenden Abend verweisend. Als den wahrscheinlichern Grund ihres Verweigerns deutete ich mir ihren heimlichen Wunsch, keinen Zeugen ihrer Mittheilungen in mir zu wissen, weshalb ich auch am nächsten Abende nicht wie an den vorhergehenden Tagen meinen Freund in die Wohnung seiner Liebsten begleitete. Meine Vermuthung, daß Franziska nur durch meine Gegenwart abgehalten seyn konnte, dem Wunsche ihres Geliebten zu willfahren, entnahm ich daraus, daß sie an dem folgenden Tage wirklich Wort gehalten und somit meinen Freund in den Stand setzte, ihre ihm mitgetheilten Familienfacta mindestens mittelbar mich erfahren zu lassen. Ich bedenke mich gar nicht, auch Ihnen, meine Herren, was ich aus dem Munde meines Freundes über die Herkunft seiner Geliebten und die Schicksale ihrer Familie vernommen, unverkürzt zu Ohren zu bringen, damit Sie entnehmen,

wie der Fehltritt einer Frau nicht nur ihr eigenes Lebensglück, ſondern auch das ihrer Nachkommenſchaft zu erſchüttern und zu zerſtören vermöge.

Franziska's Großvater mütterlicher Seite war zu ſeiner Zeit einer der wohlhabendſten Bürger Wiens. Nie ſtieg an ſeinem Ehehimmel ein trübes Wölkchen auf, und dem Wackern ſchien durch die ungewöhnliche Zuvorkommenheit des Glückes jeder ſeiner Wünſche erfüllt zu ſeyn, bevor er noch den Lippen ſich entwunden hatte, ſo daß Alle, die ihn kannten, mit ſcheelen Blicken zu dem erklärten Liebling Fortunens hinaufſahen. In der That bildete ſein Lebenslauf eine Kette von glücklichen Ereigniſſen, deren Aufzählung dem Zuhörer ein ununterbrochenes Staunen ob der vernommenen Dinge abfordern mußte.

Der alte Baumhälter war von armen Bauersleuten in der Umgegend von Iglau geboren und zu einem Tuchmacher in jener Stadt in die Lehre gegeben worden. Das Glück, das den Fleiß des Handwerkers bisher verhöhnt hatte, begann ſeit der Aufnahme des jungen Lehrlings plötzlich eine heitere Miene zu zeigen, und der frohe Meiſter ſah durch die Thätigkeit ſeines Geſellen, die, vereint mit dem eigenen Geſchäftseifer, den Segen des Hauſes mehrte, ſich bald zu einem vermöglichen Manne umgewandelt. Die erſtaunte Nachbarſchaft blickte neidiſch das ſtattliche Gebäude an, das wie aus der Erde aufzutauchen ſchien und zu einer großartigen Tuchfabrik beſtimmt war; denn die Beſtellungen der Kaufleute aus nahen und fernen Gegenden häuften ſich mit jedem Tage

und hatten demnach die Erweiterung des Geschäftes nothwendig gemacht. Der alte Meister theilte mit dem fleißigen Jüngling gewissenhaft die Früchte der vereinten Bemühungen, und Baumhälter erkaufte sich das Meisterrecht, um nun auch unter seinem Namen die Fabrikate seines Fleißes in der Handelswelt zirkuliren zu lassen. Er bezog alle bedeutenden Messen des Kaiserstaates, und der Absatz seiner Tücher steigerte sich vorzüglich in Wien dermaßen, daß der erfreute Baumhälter beschloß, sich mit einem Theile seines ersparten Vermögens das Bürgerrecht in der Residenz zu erkaufen, das Fabrikwesen von seinem alten Lehrherrn in der Heimath noch ferner fortbetreiben zu lassen, sich selbst aber nur mit dem Verkaufe der fabrizirten Tuche in Wien zu befassen. Das Glück, das bis dahin dem jungen Manne thätig zur Seite gestanden, führte ihm auch eine, sowohl mit Schönheit als Glücksgütern reich ausgestattete Ehegattin zu, die den Ueberglücklichen bald mit einem Töchterchen beschenkte, in dessen wohlgeformten Zügen man das Ebenbild der Mutter wieder erkannte. Dem Vater wäre ein männlicher Erbe seines Hauses willkommener gewesen, doch verleugnete sich sein Vatergefühl gegen die Neugeborne keineswegs. Als aber seine Ehehälfte im folgenden Jahre ihm auch ein Knäblein in die Arme legte, rief der Hochentzückte mit vor Freude zitterndem Tone und zum Himmel gewandtem Blicke in dankbarer Begeisterung aus: „Lob und Preis dir in den Höhen, himmlischer Vater, welcher so wunderbar bis auf diesen Tag alle meine Wünsche in Erfüllung gehen ließ.“

Aber Baumhälter begnügte ſich bald nicht mehr mit der ſtillen Anerkennung ſeines Glücks. Er bedachte nicht, wie kein Weibgeborner vor ſeinem Ende beneidet zu werden verdiene, und daß die finſtern Mächte auf jedes im hochmüthigen Dünkel den Lippen entſchwebte Wort begierig lauſchen, um es in ſchadenfroher Luſt, ſeinem eigenen Sprecher Verderben bringend, wirken zu laſſen. So hatte auch der Unbeſonnene in einer verhängnißvollen Stunde, von Wein aufgeregt, ſich als einen erklärten Günſtling der Glücksgöttin geprieſen und mit vielfachen Belegen ſeine Behauptung unterſtützt. Da trat Einer aus der Zuhörerſchaft vor ihn hin mit der Frage: ob ein treues Eheweib denn nicht ebenfalls unter die ſeltenern Gaben des Glücks zu zählen ſey? welchen Punkt jedoch Herr Baumhälter in ſeiner Angabe vermiſſen laſſe. Der Zuverſichtliche trug nicht Bedenken, jetzt auch die wohl hundertfach ihm bewieſene Anhänglichkeit ſeiner Ehegenoſſin anzurühmen, worauf der Frager höhniſch entgegnete: „Mit Verlaub, ehrenwerther Herr Baumhälter! wenn ich Eure Verſicherung durch manchen Zweifel zu entkräften wage. Es hat der vertraute Umgang, in welchem Euer Geſchäftsführer mit der Tugendbelobten ſteht, ſeit längerer Zeit der ganzen Nachbarſchaft ein Aergerniß gegeben und die Gleichgültigkeit des Eheherrn gegen ſolch gottloſen Wandel auch gegen Euch den allgemeinen Unwillen gereizt.“

Tiefe Wunden hatte jedes dieſer in Gift getauchten Worte dem Herzen des nunmehr unglücklichen Gatten

geſchlagen; das bisher nicht gekannte Gefühl der Eiferſucht war ein Funken, der ſchnell zur heftigen Lohe aufflammte. Raſch griff er nach Hut und Stock und gebot dem herbeigerufenen Lohnkutſcher die haſtigſte Eile. Unter den peinlichſten Empfindungen hatte er die luſtigen Zecher in der Vorſtadt verlaſſen, den Fiaker fortwährend zur ſchnellern Fahrt durch glänzende Verſprechungen beflügelnd. Finſter, wie das ihn umgebende Dunkel der längſt hereingebrochenen Nacht, war es in ſeinem Innern, und mancher vergeblich zurückgepreßte Seufzer verrieth den innern Sturm. Endlich raſſelte die Kutſche in den Thorweg, und dem Orkane vergleichbar, ſtürmte der Gekränkte die breiten Treppen hinan. Aber Entſetzen faßte den Unglücklichen, als die Wärterin, mit den beiden Kleinen an der Hand, wehklagend vor ihren Brodherrn hinſtürzte, unter mehrfachen, von Schluchzen gebildeten Pauſen vorbringend: wie ſie beim Eintritte in die Kanzlei alle Briefſchaften und Rechnungsbücher in ſeltſamer Unordnung umher liegend gefunden und bei deren Wegräumung die ausgeleerte Kaſſe ſich ihrem erſchreckenen Blicke darbot. Sie hätte ſodann den Herrn Eugert, als Geſchäftsführer, aus ſeiner Wohnung rufen laſſen, ſey aber bedeutet worden, daß er Nachmittags in Geſellſchaft ihrer gnädigen Frau weggefahren und einer hinterlaſſenen Meldung zufolge vor ſpäter Nacht ſchwerlich in der Stadt eintreffen werde. Baumhälter war einer Ohnmacht nahe, doch hatte die ungeſchwächte Mannskraft nicht alle Lebensgeiſter entfliehen laſſen. Obgleich er den Zuſammen-

dung der Dinge ahnungsvoll durchschaute, schimmerte noch immer ein Hoffnungsschein vor seinem geistigen Auge; denn die Engelreine konnte so schnell ja nicht in die Untiefe des Lasters versunken seyn, um, Gatten und Kinder im verarmten Zustande zurücklassend, dem Buhlen in die weite Ferne zu folgen. Aber schon dämmerte der Morgen, und die Vermißten ließen noch immer vergeblich auf sich warten. Jetzt wurde die Anzeige an sämmtliche Stadtbehörden gemacht, und es ergab sich aus einer Aussage im Postbureau: daß ein Herr und eine Dame, deren Statur mit der Beschreibung der beiden Individuen auffallend übereinstimme, am vorigen Tage Postpferde nach Preßburg bestellt hatten. Nun war auch die Möglichkeit ihrer Habhaftwerdung verschwunden, denn die beiden Flüchtlinge befanden sich wohl schon auf ungarischem Boden und wußten sich demnach der Ahndung des Gesetzes entrückt.

Auf den unglücklichen Baumhälter hatten die Ereignisse jener Nacht tödtliche Folgen gehabt. Ein Schlagfluß endete sein ihm nun werthloses Leben, nachdem er drei Tage anhaltend um den Verlust seiner bis jetzt so sehr geliebten Gattin sich in Wehklagen aufgelöst. Engert hatte die sämmtliche Baarschaft aus der Kasse entwendet und nur, was, ohne Verdacht zu erregen nicht leicht weggeschafft werden konnte, als die Waarenvorräthe und dergleichen, zurückgelassen, die nebst den außenstehenden Activschulden und einigem Grundeigenthume den noch immer bedeutenden Rest des Baumhälter'schen Vermögens

bildeten. Aber ein habsüchtiger Vormund hatte zum Nachtheil der unmündigen Kleinen die Hinterlassenschaft ihres Vaters auf ein sehr kleines Kapitälchen zusammen schmelzen lassen; und bevor die Erben zur erwunschten Großjährigkeit gelangt, um von dem argen Manne Rechenschaft über die mißliche Verwaltung ihres Eigenthums fordern zu können, hatte ein jäher Tod ihn der Verantwortung entzogen. Der Wärterin der beiden Waisen war für einen ihr vom Vormunde ausgesetzten unbedeutenden Jahresgehalt die Pflege derselben anvertraut worden; denn der finstere Mann liebte es nicht, von Kindern umgeben zu seyn. Der Knabe ward beim Antritte seines zwölften Lebensjahrs in einer Weinhandlung als Gehülfe aufgenommen, und war seit seiner in Begleitung des Prinzipals nach Oedenburg unternommenen Geschäftsreise in Ungarn geblieben, nur selten von seiner Existenz durch Briefe Kunde gebend. Seit mehr als vierzig Jahren sind nun alle Nachrichten über ihn ausgeblieben, und die Nachforschungen der Verwandten fruchtlos gewesen. Seine Schwester, auf den nun fast ganz zusammengeschmolzenen Ueberrest des väterlichen Vermögens angewiesen, suchte durch ihrer Hände Fleiß für die Bedürfnisse der Gegenwart zu sorgen, ihr kleines Kapital als einen Heirathsschatz für den vielleicht bald sich einstellenden Freier aufbewahrend; denn das Mädchen war zur blühenden Jungfrau herangewachsen, und nur die Anhänglichkeit an ihre Pflegemutter — welche die Kleine, so oft auf ihren Armen getragen und noch immer ihre Dankbarkeit für das im Hause

des alten Baumhälter reichlich genoſſene Gute durch lebhafte Fürſorge für das Wohl ihrer Pflegebefohlenen offenbarte — konnte Joſephinen beſtimmen, die ärmliche Wohnung der guten Frau noch ferner mit ihr zu theilen.

An einem ſchönen Maitage hatten Beide einen Spaziergang in den damals noch ſehr beſuchten Augarten unternommen. Unter der feſtlich geputzten Schar der Sonntags-Luſtwandler überſtrahlte die einfach bürgerlich gekleidete Jungfrau, wie das beſcheidene Veilchen in einem Tulpenbeete, ſo manche reichgeſchmückte Dame. Die edeln, mildfreundlichen Züge des Geſichtes, gepaart mit Würde, die aus dem Sitze der Seele, den großen Augen, hervorblinkte, der üppige Körperbau und der Hoheit verkündende junoniſche Gang — ſo würde ein Poet aus jener Zeit geſchwärmt haben — ließen ſie als eine neue Pandora bewundern, die, von allen Olympiſchen verſchwenderiſch beſchenkt, ſich zu den Sterblichen herunter begeben. Aus dem bunten Gewühle der Spaziergänger hatte ſich ein modiſch gekleideter junger Mann abgeſendert, deſſen Aufmerkſamkeit die junge Dame durch ihr bloſes Erſcheinen zu erregen vermochte, und welcher jetzt mit raſchern Schritten in eine Seitenallee einlenkte, wohin die beiden weiblichen Geſtalten ihren Weg voraus genommen hatten. Der Fremde ſchien in der Wahl ſeines Anzuges die Sitte zweier verſchiedener Nationen in ſich vereinigen zu wollen. Das à la Française gekünſtelte und mit Puder ſtark beſtreute Haupthaar, deſſen Ende ſich in

einen zierlichen Haarbeutel verlor, der ſchwarztuchene Frack, gleichfalls nach franzöſiſchem Schnitte, das eng anliegende ſchwarzſeidene Beinkleid, deſſen Grenzen blinkende Knieſchnallen bezeichneten, und wogegen die zierlich weißen Strümpfe von feiner Seide angenehm abſtachen, der Klapphut unter dem rechten Arme, eine Bequemlichkeit, welche die heiße Jahreszeit entſchuldigte, hätten den Unbekannten für einen petit-maitre aus den Tuilerien gelten laſſen, den ein unbegreifliches Wunder nach Wien gewebt, zum Beſten aller das Mode-Journal entbehrender Kleiderkünſtler für die elegante Welt. Aber ein ſtattlicher Knebelbart, der die Oberlippe beſchattete, gab dem ſtark bräunlichen Teint des Jünglings, unterſtützt durch das männliche Feuer, das aus den großen Augen blitzte, ein wahrhaft martialiſches Ausſehen; und ein fleißiger Beobachter der National-Phyſiognomien würde auf den erſten Blick in dem Fremden einen Ungar erkannt haben, welcher jetzt — außerhalb ſeines Geburtslandes zwar auch der fremden Sitte huldigend — doch das Abzeichen ſeiner Nationalität keineswegs darüber einbüßen wollte.

Joſephine hatte, von ihrer Begleiterin aufgefordert, auf einem der an den vielen Laubwänden angebrachten Ruheſitze Platz genommen, und bei der dadurch entſtandenen Körperbeugung war der zierlich bemalte Fächer, ihrer Hand entgleitend, in den Sand gefallen. Bald hatte die Jungfrau den Verluſt gewahrt, und Beſtürzung ſprach ſich lebhaft in ihren Mienen aus, als ihre Augen, vergeblich das Ver-

lorne erspähend, auf der Sandfläche umher kreisten. Der Fächer, der jedoch nur hinter ihren Sitz zwischen Laubwerk auf den Boden gefallen, und welchen zum Theil der Saum ihres Gewandes bedeckte, war von dem heranschreitenden Unbekannten im Fallen bemerkt worden. Schon hatten mehrere Vorüberwandelnde, neugierig fragend, einen Kreis um die Suchende gebildet, als der Fremde, seinen Fund aus dem Versteck hervorholend, ihn mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung der jungen Dame überreichte, indem er zugleich die Ursache des plötzlichen Unsichtbarwerdens dieses Fächers angab. Der liebliche Klang seiner Worte, die edle Theilnahme an ihrem Kummer über den vermeintlichen Verlust, welche sich in seinem Freude verkündenden Antlitze aussprach, als er den Fächer ihr zugestellt — alle diese Umstände unterstützten kräftig den Eindruck, welchen die edle Gestalt des Jünglings auf die Jungfrau hervorgebracht hatte. Der zitternde Ton, mit dem die Dame ihren Dank hervorstotterte, das plötzlich auf ihren Wangen aufsteigende Roth, die beschämt zu Boden gesenkten Augen, so oft sie denen des Fremden begegneten, bürgten diesem genügend dafür, daß der Anblick seiner Person in der Jungfrau noch nie empfundene Gefühle geweckt habe, welche zu erwiedern auch der einzige Wunsch seiner Seele war. Bald hatte er einen das Gespräch einleitenden passenden Stoff gefunden; dazu diente ihm der Fächer selbst, der, wie er meinte, wohl hohen Werth besitzen müsse, und welcher außer der Eigenthümerin jedem Andern ganz

unbekannt seyn dürfte, weil der Verlust eines gewöhnlichen Dinges dieser Art nicht jenen Grad der Verlegenheit erregt haben konnte, welcher sich im Gesichte der Dame so lebhaft ausgesprochen. Diese that durch die gegebene Erklärung dar, daß die Vermuthung des freundlichen Herrn nicht grundlos gewesen, und nach Verlauf einer Stunde trennte sich die kleine Gruppe, nicht ohne die zuvor dem Fremden zugestandene Bitte: der Besitzerin des Fächers in ihrer Wohnung nächstens seinen Besuch abstatten zu dürfen.

Josephine bewohnte seit jener Zeit, wo sie zur eigenmächtigen Verwaltung ihres Erbes gelangt war, ein zwar einfaches doch niedliches Logis in der damals erst im Werden begriffenen freundlichen Jägerzeile, und die vor einigen Monden Wittwe gewordene kinderlose Barbara, die durch kein Familienband an andere Wesen gekettet, sich an ihren vielgeliebten Pflegling jetzt um so enger anschloß, unterstützte die aufkeimende Leidenschaft Josephinens auf alle mögliche Weise, wie dieß ein gewöhnliches Verfahren alternder Frauen, welche, der eigenen Flamme bereits ermangelnd, sich gerne an fremdem Liebesfeuer wärmen. Die Gründe, womit sie ihren Ueberredungseifer vor Josephinen rechtfertigte, lauteten: daß ein Freier von so schmucker Gestalt und vornehm gekleidetem Aeußern immer eine gute Partie zu nennen sey, und daß ein selbstständiges Frauenzimmer, das bereits zwei Mal zehn Frühlinge gesehen, ernstlich an ihre Versorgung denken müsse, wie sie auch bei der gänzlichen

Theilnahmloſigkeit ihrer Verwandten ausſchließlich auf ihre eigene Einſicht angewieſen, um zu ermitteln, was ihrer Zukunft zumeiſt förderlich ſeyn dürfte; endlich müßten auch bei dem nächſten Beſuche des fremden Herrn ernſtliche Forſchungen über die Reinheit ſeiner Wünſche angeſtellt werden.

Andreas von Benzy — dieß war der Name des Unbekannten — hatte ſchon bei der zweiten Viſite durch ein freimüthiges Geſtändniß ſeiner Empfindungen, dem in ſchlichten Worten der Antrag ſeiner Hand folgte, Joſephinen ihrer ſchwierigen Aufgabe ganz enthoben; und ohne über ihre Vermögensumſtände auch nur die geringſte Aufklärung zu verlangen, ſie bei Gewährung ſeines glühendſten Wunſches zur Gemahlin eines der begütertern ungariſchen Edelleute zu erheben beſchloſſen, deſſen Beſitzungen im nördlichern Theile ſeines Vaterlandes lagen. Joſephinens freudige Annahme ſeiner Werbung überraſchte den Jüngling angenehm, doch unterließ ſie nicht, obgleich unaufgefordert, über ihr mitzubringendes Heirathsgut dem Geliebten die genügendſte Aufklärung zu geben. Hierauf wurde nach von beiden Theilen getroffener Uebereinkunft beſchloſſen, das Vermählungsfeſt prunklos und ſtill in der Reſidenz zu begehen; ſodann ſollte das neue Ehepaar die Reiſe nach Ungarn antreten, weil der gegenwärtige Zuſtand der Benzy'ſchen Landgüter, von habſüchtigen Beamten verwaltet, die Gegenwart ihres Herrn dringend erheiſche, der bereits den Winter hindurch von den mannigfachen Zerſtreuungen und Lebensgenüſſen der geräuſch- und

lebenvollen Kaiſerſtadt ſich hatte feſſeln laſſen. Die nun eingetretene freundlichere Jahreszeit weckte in dem jungen Ehemanne die Erinnerung an die, ſeiner jetzigen Stimmung verwandtern Lebensgenüſſe; und er erſchöpfte ſich vor Joſephinen in den lebhafteſten Schilderungen all des Angenehmen, was die Geliebte auf ſeinen Beſitzungen erwarte, und wie die ſeiner Rückkehr harrende Mutter ſich ſehr freuen werde, wenn ſie den unvermutheten Zuwachs ihres kleinen Familienzirkels zum erſten Mal erblicken würde.

Die Neuvermählten wurden bei ihrer Ankunft in der Heimath des jungen Cavaliers von deſſen Verwandten mit lautem Jubel aufgenommen, und Joſephine erfreute ſich der liebreichſten und zärtlichſten Behandlung von ihrer Schwiegermutter. Auch die Liebe ihres Gemahls ſah die Glückliche mit jedem Tage neu an Wachsthum gewinnen, und ſo verſtrich beinah ein Jahrzehend, ohne daß unſer Ehepaar Grund zur Betrübniß gefunden hätte, wäre nicht das auffallende Hinſterben ihrer Kinder, von denen keines das ſechste Jahr erleben konnte, ein genügendes Motiv geweſen, die Herzen der über ſolche wiederholte Unglücksfälle tiefgebeugten Eltern vom Wurme des Grames benagen zu laſſen; doch Joſephinens noch immer faſt jugendliches Alter ließ in ihrem Gatten die Hoffnung auf einen Stammerben nicht ganz verlöſchen.

Benzy's Mutter war von ſehr aufgewecktem Temperamente, und das Bedürfniß, ſtets etwas zu erzählen, äußerte ſich bei ihr auf mannigfaltige Weiſe.

Insbesondere liebte sie es, ihre Zuhörer von der sonstigen Gewalt ihrer Reize erfahren zu lassen, von denen freilich auch die Spuren schon verwischt waren, und sie zeigte sich, wie es der Fehler fast aller verblühten Schönen ist, am geschwätzigsten, wenn sie zu diesem Thema überging. Josephine erfuhr demnach, was ihre Schwiegermutter bisher aus ihr unbegreiflichen Gründen verschwiegen, — nachdem eine Punschbowle der Alten die Zunge etwas mehr als gewöhnlich flott gemacht, deren Familienverhältnisse in einer ausführlichern Weise. Was ihre Aufmerksamkeit in besonderem Grad erregte, war die auffallende Aehnlichkeit eines großen Theils ihrer Schicksale: die Erzählerin war gleich Josephinen nicht von adeligem Stamm, und noch andere Umstände aus ihrem Leben boten Vergleiche dar. Nur ein Ereigniß erinnerte Josephinen auch an ihre Mutter, denn die Erzählerin war, nach ihrer jetzigen Aussage, früher einem wohlhabenden Bürgersmann in Wien vermählt gewesen, diesem aber mit einem Buhlen davon gelaufen, dem sich das nahe und auch freiere Ungarn als das günstigste Asyl vor der ahnenden Justiz geboten.

Josephine, welche die Geschichte ihrer Mutter aus den fleißig wiederholten Berichten der geschwätzigen Barbara wußte und stets mit wachsender Theilnahme gehorcht hatte, so oft ihre Pflegerin das traurige Ende des alten Baumhälter und die Ursachen desselben zur Sprache brachte, fühlte sich jetzt durch die auffallende Aehnlichkeit in dem Schicksale ihrer Mutter

mit dem ihrer Schwiegermutter um so heftiger ergriffen und beschwor die Erzählerin, mit dem Schlusse ihrer Geschichte nicht länger hinzuhalten. Die Alte rückte alsbald mit dem Geständnisse hervor, daß ihr Entführer nur zu bald die Maske des glühenden Liebhabers abgelegt und bewiesen, er habe nur der vielen Habseligkeiten und Geldsummen wegen, welche die Bethörte ihrem Manne entwendet und in seine Hände gelegt, die Rolle eines Anbeters übernommen. Nachdem er ihrer überdrüssig geworden, habe er sie in den dürftigsten Verhältnissen dem Spiele des Zufalls überlassen; und die Gegend, wohin er sich bei seinem heimlichen Entschwinden gewendet, sey bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Hierauf habe ihre klägliche Lage das Mitleid eines durchreisenden Cavaliers für sie rege gemacht, der in seinem Antheil an ihren Verhältnissen so weit gegangen, ihr auch seine Hand anzubieten, die sie keinesfalls ausgeschlagen, obwohl der Kopf des Werbers stark mit Grau überzogen gewesen. Mit diesem zweiten Gatten hatte sie ihren Andreas erhalten, war aber schon im vierten Jahre dieser zweiten Ehe in den Wittwenstand getreten.

Joserbine hatte, sich über den Grund ihrer Ahnungen Gewißheit zu verschaffen, kaum den Schluß der Erzählung abzuwarten vermocht, um die Sprecherin sofort auch nach dem Namen ihres ersten Gatten zu befragen. Aber wie sehr entsetzte sich die Unglückliche, als der Name Baumhälter der Lippe der Alten sich entwand, welchen diese bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke, aus leicht erklärlichen Gründen, nämlich

um über ihre Abkunft der Familie von Benzy eben so wenig als über die Motive ihrer Reise nach Ungarn ein Licht zu verbreiten, sorgfältig zu verschweigen bedacht gewesen. Sie hatte im Gegentheile sich vor ihrem zweiten Gemahle als eine junge Wittwe ausgegeben, die Herr Engert unter dem Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, ihren Eltern, zu denen sie nach dem Ableben des ersten Gatten wieder ins Haus gezogen, entführt haben sollte.

Josephine fühlte sich einer Ohnmacht nahe, das Blut war aus ihren Adern gewichen. Die Schwiegermutter, welche ihr Verfärben bemerkt hatte, befragte sie theilnehmend um den Grund dieser heftigen Aufregung bei dem Anhören ihrer Jugendgeschichte. Die Kranke aber schützte als Ursache ihres Uebelbefindens den ungewöhnlichen Eindruck vor, welchen das Schicksal der Erzählerin auf ihr mitfühlendes Gemüth hervorgebracht. „Ist es möglich" — fragte die Wittwe — „daß Ereignisse, welche bereits der Vergangenheit angehören, Ihre Seele so sehr erschüttern konnten? Ich selbst erinnere mich deren täglich, ohne deßhalb die mindeste Gemüthsaufregung zu empfinden. Ich habe ja dieser Tücke des Geschickes mein gegenwärtiges freundlicheres Los zu verdanken."

Nachdem die Conversation zwischen den beiden Damen beendet war, hatte sich Josephine auf ihr Zimmer begeben, dort ihren Thränen freiern Lauf zu lassen. Sie hatte sich die gräßliche Gewißheit verschafft, daß ihre Schwiegermutter sie auch unter dem Herzen getragen, sie glaubte, daß der Tod ihrer

Kinder als die gerechte Strafe so entsetzlichen Frevels gedeutet werden müsse, und daß bald ein neuer Zeuge ihres sträflichen Umgangs gegen sie auftreten werde, denn sie sah ihrer Entbindung wieder entgegen. Josephine hielt sich seit jener Stunde für die unglücklichste Gattin. Wäre das fürchterliche Geheimniß noch immer von den Lippen der Alten versiegelt gewesen, so würde sich die Unglückliche von aller Schuld frei gewähnt haben; denn wie hätte in ihrer Seele je die Ahnung aufsteigen können, daß ihr Gatte zugleich ihr Bruder sey? — Diese innern Qualen scheuchten Nachts die Ruhe von ihrem Lager. Vielleicht würde Josephine durch Offenbarung dieses Verhältnisses ihrem gepreßten Herzen Erleichterung verschafft haben, allein auch ein solcher Schritt versprach nur bedenkliche Folgen. Sie hielt es daher für klüglicher, ihren Gram noch zu verschließen; doch wenn der Abend heranrückte und mit ihm die Stunde, in welcher Benzy die Freuden der Häuslichkeit traulich zu genießen hoffte, entging es ihm nicht, daß die Gattin seinen Liebkosungen sich ängstlich zu entziehen suchte. Er legte ihr verändertes Betragen anfänglich als eine in ihrem Herzen gegen ihn eintretende Kälte aus, und dieß mußte in dem Beleidigten eine Stimmung erwecken, welche manche trübe Stunde für die Eheleute herbeiführte.

Benzy mühte sich vergeblich ab, einen Grund für die gegenwärtigen Gesinnungen seiner Gemahlin aufzufinden, denn es tauchte in dem Meere seiner Erinnerungen kein einziger Gegenstand auf, der ihm

nur den kleinſten Aufſchluß über Joſephinens Betragen zu geben vermocht hätte. Da bedünkte ihn, als ſey es die Sehnſucht nach ihrer Vaterſtadt, welche dem Auge der Geliebten die fremde Landesſitte in einer minder freundlichen Färbung erſcheinen laſſe, und daß ſie gleich mancher zarten Pflanze des Auslandes nicht in jedem Boden fortgedeihen könne. Er beſchloß daher, es Joſephinen frei zu ſtellen, ob ſie den jetzigen Aufenthaltsort mit dem frühern verwechſeln wolle, wenn ſie durch dieſe Veränderung ihren Frieden wieder zu gewinnen hoffe. Ihre Antwort war ein Thränenſtrom.

Benzo hatte in einer paſſenden Stunde vor ſeiner Mutter Klage geführt über dieſes trübe Verhältniß, dem er nicht abzuwehren vermöge, weil er die Urſache nicht zu ermitteln wiſſe. Die Alte beſchloß, ihre Schwiegertochter über ihr gegenwärtiges liebloſes Benehmen gegen einen ſo muſterhaften Gatten zur Rede zu ſtellen. Da mußte ſie denn zu ihrem Entſetzen erfahren, daß ſie ſelbſt die Urſache des zwiſchen den Eheleuten eingetretenen Unfriedens ſey, und daß die Ohnmacht, die während der Erzählung ihrer Jugendgeſchichte Joſephinen angewandelt, ebenfalls von daher ihre Quelle leite. Hierauf nannte die unglückliche Gattin ihres Vaters Familien-Namen; der Baumhälter gab es jedoch in Wien ſo viele, daß Benzo's Mutter bei der Ausſprechung dieſes Namens aus dem Munde ihrer Schwiegertochter noch keiner Ahnung einer möglichen Blutsverwandtſchaft Raum geben mochte. Nun aber zählte Joſephine alle Vor-

fälle ihrer Kindheit mit solcher Umständlichkeit auf, daß länger kein Zweifel obwalten konnte, wie Josephine der Alten mit Baumhälter erzeugtes ältestes Kind sey. Sie hielt die sinkende Tochter in ihren Armen auf, das bleiche Gesicht der Leidenden mit ihren eigenen Thränen benetzend. „Bejammernswerthes Kind!“ rief die Mutter wehklagend aus. „Wie winden wir uns aus diesem Labyrinthe?“

Es wurde nun berathen, wie Josephine in der Folge ihr Betragen gegen den Gatten einzurichten habe; doch konnten Beide lange nicht einig werden, auf welche Art diese Nachricht dem Unglücklichen beizubringen sey? Es war ja sowohl für die Mutter als die Tochter das Schlimmste von dem Zorn des Beleidigten zu fürchten; und sollte eine Scheidung zwischen den Eheleuten erfolgen, welche Aussicht würde sich dann dem in dieser Ehe erzeugten Kinde eröffnen? Endlich schloß die lange Unterredung mit dem entscheidenden Ausspruche, daß ein Verschweigen dieses Umstandes so lange noch von der Klugheit erheischt werde, bis sich eine günstigere Stunde zur Mittheilung dieses furchtbaren Geschickes bieten würde. Allein Josephine entgegnete, daß sie die Zerrüttung ihres Gemüthes dem gekränkten Gatten nicht länger verheimlichen könne, und sie müsse um so gewisser sich jetzt an dieß Bekenntniß wagen, weil nach dem Ableben ihrer Mutter sie auf gar keinen Zeugen für die Wahrheit ihrer Aussage sich würde berufen können. Zum Schlusse vereinigten sich Beide in ihren Berathungen, eine freiwillige Scheidung vorzuschlagen:

nach der Abreiſe Joſephinens ſollte es die Mutter über ſich nehmen, ihrem Sohne den wahren Grund der Entfernung Joſephinens ſo ſchonend beizubringen, wie es die Zartheit dieſes Gegenſtandes erforderte.

Einige Tage nachher wurde Benzy um die Einwilligung zur Rückkehr ſeiner Gattin nach Wien angeſprochen. Er weigerte ſich ſtandhaft; und weil er in dem Wahne lebte, als hätten Joſephinen's veränderte Geſinnungen in einer eingetretenen Lauheit der Neigung zu ihm ihren Grund, ſo beſchloß er jetzt, durch ein noch liebreicheres Weſen die Verſtimmte ſich wieder zu gewinnen. Als er eines Abends ihr das Geſtändniß der Zufriedenheit mit ſeiner liebreichen Behandlungsweiſe als zärtlicher Gatte abzulocken vermeinte, gab Joſephine nur wenige halb unterdrückte Seufzer zur Antwort. Von ihm um die Urſache dieſes räthſelhaften Benehmens befragt, erklärte ſie nach einer kleinen Pauſe, daß ſie ſich als Gattin eines ſo muſterhaften Eheherrn gewiß ſehr glücklich fühlen würde, wenn nicht ein Umſtand, der ſich jedoch ſchlecht zur Mittheilung eigne, als Schreckgeſtalt zwiſchen ſie und ihren Gemahl hinträte. Benzy drang um ſo heftiger in ſie, erhielt jedoch abermals die ausweichende Antwort, daß die Offenbarung jenes Geheimniſſes doch nicht die Laſt von ihrem Herzen löſen könne, wohl aber auch ſeine Ruhe auf immer verſcheuchen müßte. Dieſe Aeußerung regte ſeine Neugier um ſo heftiger auf. Er warf Joſephinen das unverdiente Mißtrauen vor, wodurch ſie ihn fortwährend kränke, und ſchloß mit dem Verſprechen,

nichts zu unterlaſſen, womit er ihren Seelenfrieden wieder zu ſchaffen vermöchte. Auf vielfach fortgeſetztes Bitten wollte Joſephine dem Begehren ihres Gemahls nachzugeben ſich entſchließen; doch müßte er ihr es zuvor mit ſeinem Ehrenworte verpfänden, daß er die Schuldloſe nicht kränken wolle, wie ſehr er ſich auch durch das jetzt zu Vernehmende angegriffen fühlen werde.

„Dieſe Klauſel finde ich nur allzubillig!“ beruhigte ſie der Edle. Joſephine fügte ihrer Bitte nun noch eine zweite hinzu, daß er ihr auch darum nicht zürnen möge, weil ſie ſo lange mit der Offenbarung ihres Geheimniſſes hingehalten, und indem außer ihnen Beiden Niemand mitbetheiligt ſey, er ſich auch die Verpflichtung auferlege, in dieſer Sache, außer ſeiner Mutter, keinen Vertrauten zu wählen. Jetzt ermahnte ſie den Unglücklichen, ſich in den Willen der Vorſehung mit frommer Ergebung zu fügen, wenn er einen Schlag empfinden ſollte, wie er noch nie ſo ſchwer einen Familienvater getroffen. Sodann machte ſie ihn mit allen Umſtänden bekannt, wie ich ſie früher ausführlich mitgetheilt habe.

Bei dieſer gräßlichen Entdeckung war aus Benzy's Antlitz die Farbe gewichen, die Augen ſtarrten in ihren Höhlen und auf den halb geöffneten Lippen ſtarb das Wort. Bewußtlos ſank der ſonſt ſo ſtarke Mann zu Boden. Als die Unglückliche durch ſchnell angewandte Mittel ſeine Lebensgeiſter wieder geweckt, ſetzte ſie gefaßter die Umſtände auseinander, unter welchen ſie zu dieſer Entdeckung gelangt war, wie ſie

aus der auffallenden Aehnlichkeit der Geschichte seiner Mutter mit den Erlebnissen der ihrigen die Ahnung, ob nicht Beide eine und dieselbe Person seyn mögen, zur Gewißheit umgeschaffen, und daß, wenn die Mutter bis jetzt diesen Punkt nicht berührt hätte, sie nimmermehr vermuthet haben würde, wie nahe sie mit ihr verwandt gewesen. — „Ich finde meine Gattin schuldlos wie bisher" — beschwichtigte Benzo die Tiefbewegte; — „und so sehr dieser Umstand mir zu Gemüthe geht, so ist das Uebel doch nicht ganz unheilbar. Wahrlich, es bedarf nicht erst deiner Entfernung aus diesem Lande, um ein so unglückliches Verhältniß wie ungeschehen zu machen. Nur ein Hinderniß ist aus dem Wege zu räumen, und ich fühle Kraft dazu."

Benzo hatte die letzten Worte mit einem Tone ausgesprochen, der für seine Person Josephinen das Schlimmste befürchten ließ. Sie ahnte indeß noch immer nicht, daß ein Entschluß in ihm schnell zur Ausführung reifen könne, weil Selbstmörder selten vorher ihre Absicht Andere merken lassen; Diejenigen aber, welche mit dem Vorsatze sich zu entleiben ernsthaft umgehen, besitzen nicht immer den Muth, ihn zu verwirklichen.

Am andern Morgen hatte Benzo, wie er zuweilen that, seine Jagdflinte unter dem Vorgeben umgehängt, sich seinem Lieblingsvergnügen, der Schnepfenjagd, hinzugeben. Drei Personen aus der Dienerschaft folgten ihm gewohnter Weise in ziemlicher Entfernung. Als aber ein Gehölz den Gebieter ihren Blicken ent-

zog, vernahmen sie alsbald einen Schuß. Verwundert über den vermeintlich schnellen Fund, der ihnen für einen Schnepfenjäger im Dickicht um so auffallender war, stürzten die Getreuen in den Forst und fanden ihren Herrn in seinem Blute schwimmend. Der Unglückliche hatte sich die Kugel durch den Leib gejagt. Allgemeines Wehklagen herrschte auf dem Schlosse, als die Männer, auf einer von Baumzweigen in Eile geformten Bahre ernst und schweigend die Leiche heimtrugen. Der Edle hatte, um seiner Gattin die Freiheit wieder zu geben, sich selbst ihr zum Opfer gebracht.

Aber die junge Wittwe fand den Frieden ihrer Seele nicht mehr wieder. Stille Melancholie hatte allmählich mit einem düstern Wolkenschleier Josephinens sonst so heitern Sinn umzogen. Die Mauern, in welchen sie das Lebensglück zum Erstenmal empfunden, erzählten ihr mit boshafter Geschwätzigkeit von einer entflohenen schönern Zeit. In jedem Zimmer trat die Gestalt ihres Gatten mit seinen vom Todeskampfe entstellten Zügen vor ihr geistiges Auge, und an den Wänden gaukelten, wie Bilder einer laterna magica, lustige Gestalten auf und nieder, abschattend Bilder der Vergangenheit. Da mochte die Trauernde nicht länger weilen unter dem Dache, das der stille Zeuge ihres Jammers geworden; und sie faßte den Entschluß, in Gesellschaft ihrer Mutter wieder nach der geliebten Vaterstadt zu ziehen, nimmer aber in ein Land zurückzukehren, welches ihr das Theuerste geraubt. Benzy's Besitzungen wurden an einen kauflustigen

Gutsnachbar für die Hälfte des Werthes losgeſchlagen, um der Beſchleunigung der Reiſe jedes Hinderniß wegzuräumen.

Die Zeit der Entbindung war für Joſephine bereits ſehr nahe gerückt, und es ſchien bedenklich, unter dieſen Umſtänden ſich der weiten Strecke von mehreren Tagreiſen anzuvertrauen, denn vor zwanzig Jahren war die Regulirung der ungariſchen Landſtraßen noch nicht zur heutigen Vollkommenheit gelangt. Die Entfernung Wiens von der Karpathengegend, die damals faſt noch ganz unbefahren, erforderte, ſelbſt mit Benutzung von Poſtpferden, gegen zehn Tage Reiſezeit.

An einem heitern Junimorgen ging die Fahrt vor ſich. Joſephine hatte, außer ihrer Mutter, die Geſellſchaft im Wagen nur um zwei Kammerzofen verſtärkt, welche ihre ganze Dienerſchaft bildeten, und bei eintretender Niederkunft auf offener Landſtraße das Amt einer Wehmutter übernehmen ſollten. Hinter dem Kutſchkaſten ſtand ein rieſiger Huſar mit Waffen verſehen; eine Sitte, welche der ungariſche Adel noch jetzt auf Reiſen beibehält, zugleich auch als Vorſichtsmaßregel dient, die bei der Unſicherheit der Wege im größern Theile des Reiches als unerläßlich erſcheint. Vom Bocke ſahen überdieß, ebenfalls bewaffnet, zwei Kriegsmänner herab, die zur Bewachung der mit dem Poſtwagen verſendeten Geldſummen und Werthſachen ſtets beigegeben werden.

Die Fahrt war nicht in einer günſtigen Stunde unternommen worden. Am vierten Tage der Reiſe

zog die ſtarke Schwüle gegen Abend ſchwarze Wolkenmaſſen am Horizont zuſammen. Bis zum nächſten Dorfe dehnten ſich drei gewaltige Meilen; die leeren unwirthbaren Haiden — in der Landesſprache Puſten genannt — verſprachen bei eintretender Heftigkeit des Unwetters der Karavane kein ſchützendes Obdach. Und ſo ward dem Poſtillon ein erhebliches Trinkgeld zugeſichert, wofern er die Rhetorik ſeiner Peitſche bei den Pferden zu Ehren bringen wolle. Die vom Schweiße triefenden Thiere ſchienen ſich jetzt in Flügelroſſe verwandelt zu haben, aber keinesfalls zum Vortheil der Reiſenden, die mit kreiſchendem Angſtgeſchrei jeden der von den Bergwänden vielfach wiederhallenden Wetterſchläge erwiederten; denn das auf den Sätteln der erhitzten Pferde befindliche Metall mußte unvermeidlich bei dem Blitze ſeine Anziehungskraft bewähren. Bald ſtreckte ein blauzackiger Flammenſtreif eines der keuchenden Roſſe zu Boden. Das Fluchen des Poſtillons bildete mit dem von der Furcht erpreßten Klaggewimmer im Kutſchkaſten ein unliebliches Uniſono. Joſephinens Mutter hatte der Schreck auf immer die Zunge gelähmt, und als im Dunkel der Nacht, bei erreichter Dorfſchenke, der im Dienſteifer herbeieilende Hausknecht den Kutſchenſchlag öffnete, hob er — eine Leiche heraus. Der Schlagfluß, welcher mit der Lähmung der Zunge ſeine Zerſtörungswuth im Körper der Alten begonnen, mochte endlich auch die edlern Theile ergriffen haben. Die des Sprachgebrauchs beraubte Kranke war demnach unfähig geworden, auf den eingetretenen lebens-

gefährlichen Zustand ihre Umgebung aufmerksam zu machen, und das Dunkel der Nacht hatte der übrigen Gesellschaft die auf dem Antlitz der Sterbenden sichtbaren Anzeichen des nahen Todes verborgen gehalten.

Die gutmüthigen Wirthsleute boten vergebens alle Tröstungen der Religion auf, um die in Klagen sich auflösende Dame dahin zu vermögen, daß sie ihren schmerzvollen Empfindungen zu gebieten strebe. Die Unglückliche blieb taub für die Zusprache der frommen Hüttenbewohner und wälzte sich, in Zähren zerfließend, auf ihrem Lager. Aber sowohl der erlittene Schreck als das heftige Seelenleiden, welchem die Jammernde fast erlegen zu müssen glaubte, hatten ihre Niederkunft befördert. Die herannahenden Geburtsschmerzen beriefen die weibliche Dienerschaft, welcher sich schnell eine erfahrene im Dorfe geachtete Wehmutter beigesellte und die Gebährende von einem gesunden Töchterchen entband, das nach der Wirthin, die in Ermanglung einer vornehmern Person das Kindlein am nächsten Tage aus der Taufe hob, den Namen Franziska erhielt. Dem Taufffeste folgte zwei Tage später die Leichenbestattung der Mutter Josephinens. Wenige Monde nachher erhob sich auf dem Grabhügel, mitten im prunklosen Dorfkirchhofe, ein künstlich gemeißelter Marmor, durch seine Inschrift den vornehmen Stand der Entschlummerten verkündend.

Josephine war mehrere Tage nach der Leichenbestattung ihrer Mutter vom Kindbettlager erstanden, und hatte die Fahrt nach Wien in Begleitung der

einen ihrer Zofen fortgesetzt; die andere ward zur Pflegerin des für den Einfluß der freien Luft noch allzuempfänglichen und daher bei den Wirthsleuten zurückgebliebenen Säuglings bestimmt, dem auch eine Amme aus dem Dorfe zur Wartung beigegeben wurde. — In ihrer Vaterstadt angelangt, hatte Josephine die bescheidene Wohnung der alten Barbara erforscht, und laut aufschluchzend lagen nach vieljähriger Trennung sich die beiden Frauen in den Armen.

Nachdem Josephine ihre Erlebnisse in Ungarn der wißbegierigen Alten, von Thränengüssen mehrmals unterbrochen, mit jener Umständlichkeit vorgetragen, welche gewöhnlich ein heftiger Seelenschmerz eingibt, ward beschlossen, daß die vereinzelt lebende Barbara mit der jungen Dame, die nun ewige Wittwenschaft gelobte, ferner gemeinschaftlich wohnen sollte, um sich in diesem Leben nimmermehr zu trennen. Es wurde ein dem Stande und den Verhältnissen der jungen Wittwe angemessenes Logis bezogen, und das aus dem Verkaufe der Benzo'schen Besitzungen gewonnene Kapital zum Theil in einem der ersten Handelshäuser der Residenz auf bedeutende Zinsen angelegt. Als das Jahr seinen Kreislauf vollbracht hatte, wurde von der um das Wohlbefinden ihres Kindes besorgten Mutter die kleine Franziska aus Ungarn berufen, deren anmuthiges Wesen Josephinen für die früher erduldeten Leiden reichen Ersatz zu bieten versprach. Die Anhänglichkeit der alten Barbara an die Kleine schien noch die Zärtlichkeit der Mutter zu übersteigen.

So war ein Jahrzehend ungetrübt in den Strom der Zeit dahin geflossen; jedoch das der Baumhälterschen Familie grollende Geschick hatte bisher noch nicht alle seine in Gram und Kummer getauchten Pfeile nach den schuldlosen Opfern seiner Wuth versendet. Die eingetretene politische Krisis begann auch auf die mercantilische Welt einen wichtigen Einfluß auszuüben, und das Haus, bei welchem Josephine einen Theil ihres Vermögens deponirt gehabt, erklärte durch verunglückte Speculationen und durch die Fallissements mehrerer auswärtiger Handelsfreunde sich auch in seinen Grundfesten erschüttert. Dazu kam das neu erschienene Finanzpatent, kraft dessen alles inländische Papiergeld auf den fünften Theil des Werthes reducirt wurde, und das den Sturz so vieler einst wohlhabenden Familien herbeigeführt hat. Auch Josephinens Baarschaft schmolz auf ein Unbedeutendes zusammen, und die Unglückliche konnte dem drohenden Mangel nur durch den herben Entschluß entgehen, den Fleiß ihrer kunstgeschickten Hände feil zu bieten, wobei die kleine Franziska nach Verhältniß ihrer Kräfte mitzuwirken nicht ermüdete. Zehrender Gram hatte sich in die Falten von Josephinens Herzen gelegt und begann an ihrer Lebenswurzel zu nagen. Sie sollte den ermunternden Gesang der gefiederten Frühlingsboten nicht wieder vernehmen, und die ersten Schneeflocken bildeten auch einen Theil des Grabgefolges, das der Entschlummerten zu ihrer Ruhestätte folgte. Die alte Barbara hatte den Antheil, welchen sie an ihrem Herzen dem unglücklichen

Pflegekind eingeräumt, nun, gleichsam als ein Erbschaftsstück der Verblichenen auf deren Tochter übertragen, welche mit der guten Frau in innigster Eintracht bis zu der Stunde zusammenlebte, wo die aufblühende Jungfrau der im Eingange meiner Erzählung gedachten Gräfin Gernheim zu ihrem Dienste empfohlen worden.

Wenige Tage, nachdem mein Freund in einer traulichen Stunde diese Mittheilungen aus den Familien-Ereignissen seiner Geliebten, auf mein Ansuchen, getreu, wie er sie selbst aus Franziska's Munde erfahren, mir überliefert hatte, war er in der dämmernden Abendstunde nach seiner Weise wieder auf die Drehgasse zugesteuert, wo das kleine Eckstübchen den Mittelpunkt aller seiner Wünsche einschloß. Dießmal jedoch fand er Franziska in tiefen Schmerz versenkt, und als er sie um den Grund desselben befragen wollte, hielt ihre Rechte ihm einen von Thränen genäßten Brief hin. Dieser war von der alten Barbara aus Wien eingesandt worden, die das Ableben von des Mädchens Oheim meldete, dessen ich zu Anfang dieser Erzählung erwähnt hatte, und welcher Josephinens jüngerer Bruder gewesen, der als Knabe schon sein Geburtsland verlassen und bei einem ungarischen Weinhändler zu Oedenburg in Dienste getreten war. Nach dem Hintritte seines Prinzipals hatte dessen Tochter und einzige Erbin eines bedeutenden Vermögens den Fleiß und Diensteifer des thätigen Jünglings mit ihrer Hand belohnt. Aber der Ehesegen war ausgeblieben. Als nun die verheerende Cholera-

Seuche auch in diesem Städtchen ihre Opfer forderte, fielen Beide nebst so vielen andern Einwohnern der Wuth dieser gräßlichen Krankheit; und weil kein näherer rechtmäßiger Erbe der ansehnlichen Hinterlassenschaft sich melden konnte, so hatte der Stadt-Magistrat die abwesenden Verwandten der Verstorbenen in den Zeitungen auffordern lassen, die Baumhälter'sche Verlassenschaft in Besitz zu nehmen.

Schon am andern Morgen trat der junge Maler, von mir unter den zärtlichsten Umarmungen Abschied nehmend, mit seiner Geliebten die Reise nach Wien an, wo die Gesellschaft durch die zur Begleitung aufgeforderte Barbara um eine Person anwuchs. So ging es fort nach Oedenburg, in welcher Stadt, bei Verlegung der erforderlichen Verwandtschaftszeugnisse Franziska ohne weitere Verzögerung das reiche Besitzthum ihres Oheims ausgefolgt wurde.

Hierauf feierten die Glücklichen nach wenigen Wochen ihre Verbindung in derselben Stadt, worin die Sonne ihres Glücks zum Erstenmale aus schwarzem Gewölke hervorgetreten war. Sie mochten aber das herrliche Ungarland nicht wieder verlassen; denn dieselbe Erde, auf welcher sie endlich ihres Daseyns froh geworden, solle einst die Lebensmüden, so ward es beschlossen, auch in ihrem Schoße aufnehmen. — Der letzte Brief meines glücklichen Freundes meldet mir die Entbindung seiner Gattin von einem gesunden Knaben, und die alte Barbara, bemerkte Franziska in einem unter den Zeilen ihres Gemahls ange-

brachten postscriptum, läßt ſich den kleinen Schreier gar nicht aus den Armen winden.

„Somit" — ſchloß der Kandidat Eimann ſeine lange Erzählung mit einem triumphirenden Siegeslächeln — „ſomit habe ich, Herr Lieutenant, Ihrer ſentimentalen Philippine (deren ſchwärmeriſche Begriffe von weiblicher Tugend ſie allerdings zu einer Ausnahme ihres wankelmüthigen Geſchlechts erheben konnten, welche aber als Individuum nicht die durch tauſendfältige Erfahrungen zum Nachtheile der Frauen aufgeſtellte Regel zu entkräften vermag) einen tüchtigen Gegenbeweis in der Frau des alten Baumhälter vorgebracht. Hatte dieſe durch ihre Flucht von einem Manne, deſſen liebevolle Behandlung auf ſo verletzende Art erwiedert wurde, und wobei ſie durch Entwerdung ſeiner ſämmtlichen Barſchaft auch ihre Kinder nicht zu berückſichtigen ſchien, hatte dieſe, frage ich, ſich nicht ſowohl als eine unwürdige Gattin, wie auch als eine herzloſe Mutter die Verwünſchungen aller Gutgeſinnten zugezogen, als ſie, ein weiblicher Abenteurer, dem falſchen Buhlen in die Welt nachfolgte? Wer weiß es nicht überdieß aus der Hiſtorie der Völker wie aus unzähligen Ereigniſſen der Gegenwart, daß jenes von mir zum Nachtheile der Schönen angeführte Beiſpiel ſich im Leben nur allzuhäufig wiederhole, Ihre Philippine hingegen in ihrer Charakterweiſe zu vereinzelt daſteht, um für mehr als eine gewöhnliche Romanfigur zu gelten. Gedenken wir

jedoch dieſes Andreas von Benzo, welcher, der Gattin ihre Freiheit wiederzugeben, ſein eigenes Leben zum Opfer einſetzt, weil nur der Tod ein Ehebund der Katholiken aufzulöſen vermag; wie beredt ſpricht nicht ſein Seelenheroismus unſerem Geſchlechte das Wort, und endlich, wie des Mannes würdiger erſcheint mir ſeine Todeswahl als die des erfrierenden Ulmen, über welchen wir mit Ihnen in Ungewißheit bleiben, ob Zufall oder Abſicht ihn einem ſo tragi-komiſchen Ende entgegenführte?"

„Jedenfalls" — meinte der Bau-Inſpektor — „hat mich die letztere Hiſtorie wegen ihres verſöhnenden Schluſſes mehr befriedigt als die erſtere, deren trübes, düſteres Ende ein Gefühl unbehaglicher Art in mir zurückließ, wie ich es ſtets auch beim Leſen trauriger Begebenheiten in den Romanen empfinde. Doch kann ich auch nicht umhin, ein Beiſpiel aus meiner eigenen Lebensgeſchichte mir hier in Erinnerung zu bringen, was den Vorwurf des Wankelmuthes, deſſen ich von Ihnen die Frauen angeklagt finde, wiederum auf die Männer überträgt."

Wie nun meine beiden andern Reiſegefährten einſtimmig den Wunſch äußerten, auch ihm das Amt eines Erzählers anzuvertrauen, und Herr Zwingler ſich ganz ſo geberdete, als wolle er ihrer Aufforderung ſogleich Genüge leiſten, war ich es, der ſeine ſchon halb geöffneten Lippen wieder, ob zwar nur auf Minuten, zum Schließen brachte. Ich ſtellte nämlich an meine Geſellſchaft die Frage, ob ſie geneigt wären, ein Jedes, mit einer Erzählung *für* oder *gegen* die

Frauen der Reihe nach zu debütiren? Erst das Sichtbarwerden des Morgensterns begrenze den Kreis unserer Historien. Diese müßten jedoch ihrer lobenden oder tadelnden Tendenz nach gesondert werden, und die Mehrzahl der vorgebrachten Beispiele für oder gegen das schöne Geschlecht möchte die Vertheidigung oder Anklage desselben rechtfertigen. Mein Vorschlag erhielt allgemeinen Beifall, und Herr Zwingler lieferte hierauf die dritte Erzählung dieser Nacht, welche zugleich ist die zweite vertheidigend die Würde der Frauen und die erste seines Erzähler-Debuts.

Weiber-Rache.

„Als ich noch" — nahm Herr Zwingler das Wort — „die polytechnische Schule in Prag besuchte, war es der Sohn des Mechanikus Tauber, mit welchem ich ein festes Freundschaftsband gewoben, und unsere Studien wurden von uns stets gemeinschaftlich betrieben. Wie nun die Zeit der Semestralprüfungen näher rückte, weilte ich nicht selten bis nach Mitternacht bei meinem Freunde, wo unser Fleiß durch gegenseitige Anspornung verdoppelt, desto fruchtbringender Beiden zu werden versprach. Manches, was der Eine vom mündlichen Vortrage des Lehrers überhört haben konnte und als Schlüssel zur Lösung einer mathematischen Aufgabe diente, war selten auch der Aufmerksamkeit des Andern entgangen, und so konnten uns die Vortheile gemeinschaftlichen Fleißes nicht ausbleiben.

Als ich nun in einer feuchten Märznacht, von den anhaltenden Uebungen ermüdet, das Studierzimmer meines Freundes verlaſſen hatte und ſchlafluſtig meiner Wohnung zuwankte, vernahm ich in einer Gaſſenecke wie Stöhnen eines Kranken. Eine innere Stimme des Mitleids trieb mich an, dem Leidenden Beiſtand zu leiſten. Als ich ihn jedoch vom Scheine einer Straßenlaterne beleuchtet näher beobachtet und keine Spur der Verwundung an ihm gewahrt hatte, hielt ich ihn für einen Säufer, welcher, durch eigene Schuld in dieſen kläglichen Zuſtand verſetzt, nach Verdauung ſeines Rauſches ſich wohl ſelbſt zu helfen wiſſen werde, und der meiner Hülfleiſtung ohnehin unwürdig ſey. Nebſidem flüſterte die Selbſtſucht mir abredend zu: Sollte dieſer Mann plötzlich dem Tode verfallen, ſeinem Ende nahe dahingeſunken ſeyn, ſo wäre jeder Beiſtand vielleicht ſchon zu ſpät, ich ſelbſt jedoch würde, als mit dem Todten allein befunden, eines Mordes an ihm verdächtigt, jedenfalls aber behufs der Inquirirung eines ſo plötzlichen Todesfalls mit der Juſtiz in Berührung kommen, eine Beſorgniß, welche die Scheu vor einem Kriminalverhöre, das auch in unverdächtiger Abſicht mit mir vorgenommen werden konnte, in mir erweckte. Wie leicht auch würde man mir durch gefängliche Haft ein Geſtändniß der zugemutheten Unthat abtrotzen? Dieſe Bedenklichkeiten drängten ſich meiner Seele auf, weil ich mich an das durch einen ähnlichen Umſtand erfolgte jammervolle Ende meines Großvaters erinnerte, und jede Regung des Mitgefühls

war plötzlich erstickt. Mit raschern Schritten eilte ich meinem Hause zu und wiegte mich bald in den Armen des Schlafes.

Wie sehr war ich jedoch am nächsten Morgen überrascht, als zwei Gerichtspersonen in meine Stube traten, von welchen der Eine mir einen aus Eger Tags zuvor an mich gelangten Postbrief, den ich noch in meiner Rocktasche wähnte, vor die Augen hielt und, als ich ihn für den meinigen erkannte, mich auf die zehnte Vormittagsstunde vor das Kriminal-Gericht beschied. Vergebens waren meine Bitten, mir zu erklären, welche Bewandtniß es mit diesem Briefe habe, daß er in seine Hände gekommen, und daß die Justiz durch ihn sich bestimmt fühle, einen harmlosen Menschen vor ihr Tribunal zu laden?

Um die angezeigte Stunde hatte ich mich im Kriminalgebäude eingefellt. Nach kurzem Harren rief mich der Schall einer Glocke aus der Vorhalle in den Gerichtssaal. Der Kriminalrath Scharf, ein noch lebenskräftiger Mann, hatte seinen wichtigen Amtsposten der schlauen Methode zu verdanken, vermittelst welcher er den verstocktesten Inquisiten durch künstlich verschlungene Fragen in die Falle lockte und zu einem unwillkürlichen Verräther seiner Schandthaten zu machen verstand. Der liebreiche Ton, womit er quästionirte, flößte dem Inculpaten Vertrauen ein, die Wendung, welche er seinen Fragen gab, schien unberechnet und absichtslos; zudem war sein psychologischer Blick so sicher, daß er seinem Ziele weit schneller als andere Inquirenten nahe kam.

Als ich ihm vorgeführt wurde, lautete ſeine erſte Frage (welcher das Bedauern vorausging, einen jungen Mann von bisher tadellos anerkanntem Wandel unter ſolchen Verhältniſſen ſich gegenüber zu ſehen), wie folgt:

„Erkennen Sie dieſen Brief als einen an Sie gerichteten?“

Ja!

„Waren Sie ſchon in deſſen Beſitze?

Dieß erweiſt das von mir erbrochene Siegel.

„Erinnern Sie ſich der Stunde, in welcher Sie ihn zuerſt vermißten?“

Geſtern Abend barg ihn noch die Seitentaſche meines Rocks. Auf welche Art er in Verluſt gerathen, habe ich bis jetzt nicht zu begreifen vermocht, noch weniger, wie er in die Hände der Juſtiz gelangte.

„Um welche Stunde der Nacht betraten Sie geſtern Ihre Wohnung?“

Um die erſte Frühſtunde.

„Wo hatten Sie die erſte Hälfte der Nacht verweilt?“

Im Hauſe des Mechanikus Tauber.

„Durch welche Gaſſen nahmen Sie ihren Heimweg?“

Ueber die Bredauer- in die Heinrichsſtraße.

„Hielten Sie ſich unter Weges nirgend auf?“

In der That, und zwar in der Nähe des Waiſenhauſes.

„Welche Veranlaſſung bot ſich Ihnen dazu?“

Ich vernahm das Stöhnen eines Mannes, der

in einer Gaſſenecke ſich auf dem Boden wälzte. Als ich mich theilnehmend über ihn hinbeugte, glaubte ich in ihm einen Trunkenen zu erkennen, ließ ihn aber deßhalb liegen, vermeinend, er dürfe ſeinen Rauſch auch auf hartem Lager verſchlafen. Ich vermuthe, daß bei meinem Hinbeugen über ihn der Brief meiner Rocktaſche entfallen und auf dem Straßenpflaſter liegen geblieben ſey.

„Ich muß hier bemerken, daß jener Hülfloſe Ihres Mitleids würdig geweſen wäre. Ein Schlagfluß hatte ihn der Sprache und auch des Gebrauchs ſeiner Füße beraubt. Ihre Erklärung, daß Sie durch ſein Stöhnen zu ihm hingeführt worden, beweiſt, wie er damals noch am Leben geweſen ſey. Hätten Sie ſchnell um Beiſtand gerufen, wäre dem Unglücklichen durch Oeffnung einer Ader leicht noch Hülfe geleiſtet worden. Ihre Gefühlloſigkeit hat ihn dem Tode überliefert."

Selbſt in dieſem Falle weiß ich mich von jedem Gewiſſens-Vorwurf frei, denn leicht hätte ich aus Mangel an Beweisgründen für den Mörder jenes Unglücklichen erklärt werden können, wenn die Aerzte keine Spuren eines natürlichen Todes an ihm erkannt haben würden. Noch ſchwebt das traurige Ende meines Großvaters mir vor dem Gedächtniſſe. Dieſem hatte in einem ähnlichen Falle unzeitiges Mitleid durch die Strenge der Juſtiz frühzeitigen Tod bereitet und ſeine Hinterbliebenen dem hartnäckigſten Mangel preisgegeben.

„Sie würden mich ſehr verbinden," — gab der

Rath zu verſchen — „wenn Sie mir jene räthſelhafte Begebenheit aus dem Leben Ihres Herrn Großvaters nicht vorenthalten wollten. Allenfalls läßt ſich aus Ihren Anſpielungen auf jenes traurige Ereigniß auf einen ſehr verwickelten Juſtizfall ſchließen, deſſen Bekanntmachung mich und Andere, welche über ihre Nebenmenſchen Recht ſprechen ſollen, vor übereilten Beſchlüſſen warnend abhalten dürfte. Erzählen Sie demnach.“

Ich begann hierauf, wie folgt: Mein Großvater beſaß eine chirurgiſche Diſpenſin in der Nähe der St. Galli-Kirche. Meine Großmutter hatte ihm nur ein Pfand der ehelichen Liebe gegeben. Einſtens, nahe an Mitternacht, ward er vom Sakriſtan jener Kirche aus dem Schlafe geweckt und ermahnt, daß er ihm eiligſt folgen möge, weil das Leben vielleicht zweier Perſonen von ſeiner Schnelligkeit und Hülfleiſtung abhänge. In jener Zeit wurden die Leichen noch nicht außerhalb der Stadt, ſondern in den Pfarrkirchen begraben, und ſo dürfte die Folge der Ereigniſſe im Voraus geahnt werden.

Als mein Großvater mit dem Sakriſtan im Grabgewölbe angelangt war, erblickte er ein junges Frauenzimmer in ihrem Blute ſchwimmend und bereits ſprachlos vor Entkräftung. Neben der Kranken am Boden wimmerte, in den Mantel der Mutter gehüllt, ein neugebornes Weſen, kaum noch vernehmbar, denn die Kälte hatte die zarten Glieder durchdrungen. Schnell wurden die erforderlichen Mittel zur Wiederbelebung der Unglücklichen angewendet,

doch nur bei dem Kinde zeigten sie sich von einigem Erfolge. Die Mutter war in wenigen Minuten, ungeachtet aller Heilversuche, eine Beute des Todes geworden. Der Sakristan schickte sich daher an, von meinem Großvater unterstützt, ein Grab für die Todte an demselben Orte unter den Steintafeln zu bereiten, um jede Spur dieser heimlichen Beerdigung aus dem Wege zu räumen. Mein Großvater hatte den Säugling in seinen Mantel gehüllt und sich wieder in seine Wohnung verfügt, als eben die Sterne zu verlöschen begannen. Seine Ehehälfte gebärdete sich zwar beim Anblicke des kleinen Findlings etwas zornig, weil sie eines kleinen Verdachts gegen die Beständigkeit ihres Gatten sich nicht erwehren konnte. Bald jedoch schwand ihr Unwille, als mein Großvater sie beschwichtigte, das fremde Kind sey von hoher Geburt und der Sakristan von St. Galli habe es ihm in die Hände gegeben, mit der Bemerkung, daß eine Standesperson es ihm durch einen vertrauten Diener zugestellt, sich aber die strengste Verschwiegenheit bedungen, nochmals sorgfältige Pflege empfohlen, mit dem hinzugefügten Versprechen, daß eine reichliche Belohnung zu seiner Zeit nicht ausbleiben solle. Die gute Frau schenkte seinen Worten unbedingten Glauben und pflegte seitdem den Findling mit gleicher Sorgfalt wie ihr eigenes Kind.

Eines Tages kam der Sakristan wieder zu Besuche in die Offizin, und redseliger als sonst ließ er meinen Großvater abmerken, wie er diesmal gar nicht abgeneigt sey, über die Mutter des Findlings

und die räthselhaften Vorfälle jener Nacht befriedigendern Aufschluß zu ertheilen. Von meinem Großvater zu der Erfüllung seines Versprechens angehalten, begann er also:

Sie erinnern sich wohl noch, Herr Nachbar! jenes pomphaften Leichenzuges der Baronesse Chladny, wobei fast alle Honoratioren der Stadt und ein großer Theil des Clerus, sowohl Welt- als Ordensgeistliche, sich eingefunden hatten, um die vornehme Todte nach ihrer Ruhestatte zu geleiten, wo sie in die Familiengruft der Chladny's feierlich beigesetzt wurde. In der auf diesen Tag folgenden Nacht klopfte es ungefähr gegen die zehnte Stunde halb sachte an das große Thor des zur Kirche führenden Hofes. Bald darauf trat der Piertner in meine Stube und meldete eine unbekannte Person, die mich in einer dringenden Angelegenheit, welche keinen Aufschub leide, zu sprechen wünsche. Ich hatte kaum diesem Wunsche Folge geleistet und mich in den Vorhof der Kirche begeben, als ich eine Gestalt, ganz in einen dunkeln Mantel gehüllt, wie ihn das Weibsvolk aus den untern Klassen trägt, vor mir stehend erblickte. „Guter Alter!" — ließ sich eine Frauenstimme gar sanft und leise vernehmen — „Ich kam hieher, Euch in ein sehr wichtiges Geheimniß einzuweihen, das mehr als jedes andere strenger Verschwiegenheit bedarf. Doch führt zuvor mich in die Kirche und tragt Sorge, daß wir uns dort ohne Zeugen sprechen können; aber ohne Verzug, denn das geringste Säumniß droht dem Liebenswürdigsten aller Männer den Tod."

Ueberraſcht von dem räthſelvollen Inhalt dieſer Worte ließ ich mich beſchwatzen, der Unbekannten die Kirchthüre zu öffnen, wo ich ſodann zu noch größerer Verwunderung ſie dem Grabgewölbe zueilen ſah. Am Sarge der Baroneſſe war ſie ſtehen geblieben und hatte den Namen eines Herrn von Geierſtein gerufen. Alsbald ließ ſich aus der Gruft eine dumpfe Stimme, kaum hörbar noch, erwiedernd vernehmen. Ich beſorgte in meiner Angſt, es ſey der Geiſt der verſtorbenen Baroneſſe, die ſich beklage, in ihrem Todesſchlafe geſtört werden zu ſeyn. Ich beſtand nun darauf, daß die Fremde dieſen unheimlichen Ort alſogleich mit mir verlaſſe. Sie aber weigerte ſich heftig und erklärte mir, daß ſie eher den qualvollſten Tod erleiden als ihr Vorhaben aufgeben wolle. „Herr von Geierſtein" — fuhr ſie fort — „ſo in dieſem Verhältniſſe verſchließen. Deine ſchon erſterbende Stimme läßt mich Alles für ſein Leben fürchten. Daher, guter Alter! ſeyd barmherzig, verſagt nur jetzt mir Euern Beiſtand nicht. Laßt uns zugleich dieſes Mannes Leben retten. Wahrlich, er wird ſolch wichtigen Dienſt Euch überreich lohnen. Ueberdieß darf es ja Niemand erfahren, was hier in dieſer Stunde vorgegangen." Verlockt durch die Ausſicht auf reiche Belohnung ſchaffte ich eiligſt alle Werkzeuge herbei, die zur Oeffnung des Kaſtens erforderlich waren. Endlich gelangte ich dazu, das ſchwere Schloß und die Eiſenbänder zu zerſprengen; raſch öffnete ich den Deckel, aber die ſchöne Unbekannte erbleichte, als ſie den von ihr genannten Herrn in ſeinem jetzigen

Zuſtande erblickte. Sie half mir ihn aus dem Behältniſſe ziehen und auf die Erde hinbreiten, damit er wieder Athem holen könnte. Als ſie jedoch bemerkte, daß der Unglückliche ſo eben ſeinen Geiſt aushauche, woran der Druck der freiern Luft, die er ſo lange hatte entbehren müſſen, Schuld ſeyn mochte, da überließ ſie ſich den ungemäßigten Ausbrüchen heftiger Verzweiflung. Wie nun alle Rettungsverſuche ſich als fruchtlos erwieſen hatten, blieb uns kein anderer Ausweg, als den Leichnam wieder in den Keſſer zu verſchließen und für die Ruhe ſeiner Seele zu beten.

Die Unbekannte fühlte ſich durch dieſen traurigen Vorfall ſehr angegriffen und erbat mich, ſie in einen abgelegenern Theil des Gebäudes zu geleiten. Dort wollte ſie ſich bis zum Anbruche der folgenden Nacht verbergen halten; denn ſchon dämmerte der Morgen, und ſie befürchtete, beim Heraustreten aus dem Kirchthore bemerkt zu werden. Nebſtdem erklärte ſie ſich jetzt meines Rathes und Beiſtandes allzu bedürftig, um meine Gegenwart ſchon entbehren zu können.

Eine innere Stimme ſprach in meinem Herzen zu ihren Gunſten, und ich führte die Jammernde in einen ſeltener betretenen Ort der Kirche, wo verſchiedene Erforderniſſe für die Sakriſtei, Wein, Holz, einige ältere Reliquien und Altardecken deponirt zu werden pflegen. Als ſich die Unbekannte daſelbſt auf einem Sitze niedergelaſſen, gab ſie ihren Klagen freien Lauf.

„Bedarf ich noch länger eines armſeligen Daſeyns“

— ſchluchzte ſie — „nachdem der edelſte der Männer nicht mehr iſt? Mögt Ihr doch wiſſen, ehrwürdiger Alter, wie Herrn von Geierſtein ein ſo gräßlicher Tod bereitet ward. Die verſtorbene Baroneſſe Chladny, welche durch Familienrückſichten verleitet worden, in ihrem blühenden Jugendalter dem alten Freiherrn ihre Hand am Altare zu reichen, obſchon ſie beinah ein halbes Jahrhundert jünger war als ihr Gemahl, hatte ein ihr freundliches Geſchick ſchon im dritten Monate dieſer Ehe zur Univerſalerbin ſeines reichen Beſitzthums gemacht. Einer Teſtamentsklauſel zufolge konnten ihr dieſe Vortheile nur bedingungsweiſe zufallen, wenn ſie nämlich einen ewigen Wittwenſtand gelobte. Wenige Monate nach dem Hintritte ihres Gatten hatte ſie Herrn von Geierſtein, einen jungen liebenswürdigen Cavalier, kennen gelernt, deſſen bald öfterere Beſuche dem Hausperſonale der Baronin weniger auffielen, weil ihre Abendzirkel einem großen Theil der Prager Nobleſſe zum wöchentlichen Sammelplatze dienten, und die Baroneſſe ſich durch ihre Jugend gegen die Anklage Derjenigen geſchützt glaubte, welche ihre Wittwentrauer nicht allzuſtrenge gehalten meinten. Bald hatte ſich zwiſchen ihr und dem jungen Cavalier ein förmliches Liebesverhältniß entſponnen, welches jedoch außer mir, die ich bei dieſer Dame die Dienſte einer Kammerzofe verſah, von Niemanden bemerkt wurde. Wie ſie nun den Herrn von Geierſtein mit allem Feuer der Leidenſchaft liebte, konnte es ihrem Scharfblicke nicht lange entgehen, daß der junge Mann zuweilen auch nach mir verſtohlene Blicke warf.

Um ihre Vermuthungen in Gewißheit zu verwandeln, ließ sie mich seitdem häufiger auf ihr Zimmer rufen, wenn der Gegenstand unserer beiderseitigen Wünsche bei ihr anwesend war. Dann las sie mit Aufmerksamkeit in seinem Gesichte, entfernte sich zuweilen unter einem passenden Vorwande, uns, auf Augenblicke jedoch nur, allein lassend, um sich dann, wenn sie unerwartet wieder erschien, an unserer Verlegenheit zu ergötzen.

Einstens, als der Stadt-Commandant durch ein glänzendes Fest den wiederkehrenden Geburtstag der Kaiserin zu verherrlichen beschlossen, und in dieser Absicht der sämmtliche Adel der Hauptstadt von ihm geladen war, schützte die Baronesse gegen ihren Bruder, der sie zu dem Feste abzuholen gedachte, eine leichte Unpäßlichkeit vor, welche es ihr unmöglich mache, sich den Gästen anzureihen. Unter der Dienerschaft war jedoch das Gerücht verbreitet worden, als sey die Baronin schon zum Feste abgefahren. Herr von Geierstein, welcher diese List eben so wenig als ich ahnen mochte, wollte eine so günstige Gelegenheit, wo wir uns Stunden lange ohne Zeugen sprechen konnten, nicht unbenützt verfliegen lassen. Jener Abend fand mich den Wünschen des unwiderstehlichen Verführers günstig, und die Baronesse war in einem anstoßenden Gemache unbemerkt Zeuge unseres verstohlenen Glücks gewesen. Doch legte sie ihren Empfindungen Zwang auf, ja sie heuchelte sogar seit jenem Tage ein größeres Wohlwollen gegen mich und schenkte mir zum Scheine noch mehr Beweise eines

besondern Vertrauens als ehedem. So wenig ließ sie ihre wahren Gesinnungen gegen mich zum Vorschein kommen.

Die Glut der Eifersucht zehrte, uns unbemerkt, an ihrem Herzen, und ward noch mehr genährt durch die Lauheit, welche der Geliebte in seinen jetzigen Zusammenkünften mit meiner Gebieterin zusehends deutlicher gegen sie merken ließ. Alsobald beschloß sie auf sein und mein Verderben zu sinnen; und wenn sie bei ihrem Vorhaben nicht sehr eilig zu Werke ging, geschah es nur, um ihren Ruf dabei nicht zu gefährden.

Die Leidenschaft, von welcher sie jetzt beherrscht wurde, untergrub allmählich ihre Gesundheit und die Aerzte fanden, daß ihre Kunst an der Hartnäckigkeit des Uebels scheitere, welches der innere Gram meiner Gebieterin zugezogen hatte. Umsonst wurden fromme Spenden in die Klöster vertheilt, umsonst der Beistand der Heiligen angerufen, mit jedem neuen Tage sah die Kranke sich dem Grabe näher. Schon fühlte sie das Schwinden ihrer letzten Kraft, und taub für das Wehklagen ihres zärtlichen Bruders, welcher sein Leben des Tages wohl hundertmal dem Todesengel anbot, um das seiner geliebten Schwester zu erhalten, dachte diese nur an die Quelle ihres Unglücks. Als sie nun ihr Ende nahe merkte, verlangte sie noch einmal den Herrn von Geierstein zu sprechen. Indem sie daher vorgab, der Ruhe zu bedürfen, wünschte sie, daß nur ich an ihrem Lager bleiben sollte. Als wir uns allein sahen, ertheilte sie mir

den Auftrag, von ihrem jetzigen bedenklichen Zustande den Geliebten eiligst zu unterrichten, damit er sich schnell zu ihr verfüge.

Der junge Mann, in dessen Herzen noch nicht alle Gefühle für die Baronin erstorben waren, säumte nicht, sich mit Windeseile an das Lager der Kranken zu begeben und seinen Jammer über ihren Zustand in den verschiedensten Redeformen zu offenbaren. Ich selbst war zu sehr bewegt, um über sein zärtliches Benehmen gegen meine Herrin nachdenkend zu werden. Diese hörte seine Exclamationen einige Minuten schweigend an, während sie ihr mattes Auge unverwandt auf ihm haften ließ. Endlich brach sie ihre Pause mit den Worten: „Graf, enden Sie Ihre Klagen, es ist zu diesen nicht mehr die Zeit. Ich fühle schon den Tod am Herzen, und Sie sind es, der ihn herbeigeführt."

In diesem Augenblicke meldete man die Ankunft ihres Beichtvaters. Ich erhielt also einen Wink, dem frommen Mann bis an die Thüre zum würdigen Empfange entgegen zu gehen, und ihn daselbst mit Worten so lange zu verhalten, bis der Cavalier Zeit gewonnen habe, durch eine Nebenthüre sich aus dem Krankenzimmer wegzustehlen, damit die Ehre der Baronin nicht gefährdet sey. Nur eine alte Kammerfrau, welche einen gleichen Grad des Vertrauens ihrer Gebieterin besaß, war gegenwärtig geblieben. Von dieser erfuhr ich — leider allzuspät! — daß die Kranke, gleich nachdem ich das Gemach verlassen hatte, mit sichtbarer Verlegenheit dem Cavalier

geboten habe, ſich zur Rettung ihres guten Rufes in einen großen Koffer zu verbergen, welcher ihrem Bette zur Seite ſtand. Der junge Mann gehorchte, worauf die Dienerin nach mir geſchickt wurde, damit ich der Herrin den Schlüſſel zum Koffer herbeibringen ſollte. Als ich nun zurückkehrend den Cavalier nicht mehr im Zimmer vorfand, ſchloß ich, er habe ſich bereits hinweg begeben, und zwar über die Hintertreppe, welche zum Zimmer der Baronin führte. Was mich in dieſem Wahne mehr beſtärken mußte, war ihre nachdrückliche Ermahnung, daß ich über ihren Tod Herrn von Geierſtein zu tröſten ſuchen möge, weil ſie ruhiger ſterben würde, wenn ſie nicht zu befürchten hätte, daß er in ſeinem übermäßigen Schmerze um ihren Verluſt ſich ein Leid zufügen möchte. Ich antwortete mit einem tiefen Schluchzen. — Hierauf ließ ſie ihren Bruder nochmals vor ſich beſcheiden und redete ihn folgendermaßen an:

„Die Stunde iſt gekommen, welche uns ewige Trennung beſiehlt. Nur Jenſeits dürfen wir ein Wiederſehen hoffen. Ich habe aber noch Einen Wunſch, welchen du mir nicht verſagen wirſt.“ — Hier hielt ſie inne. Tief erſchüttert von dieſer ernſten Scene ſchwor der theilnehmende Verwandte eine buchſtäbliche Vollziehung ihres letzten Willens zu beobachten, möchte es ſich auch um was immer für einen Gegenſtand handeln.

„Jetzt ſterbe ich ruhiger“ — ſetzte die Kranke ihre Rede fort — „dieſe Zuſicherung macht das Scheiden aus dieſer Welt mir minder ſchwer.“ — Und mit

kaum noch vernehmbaren Lauten ſprach ſie weiter: „In dieſem großen Koffer, der ſich meinem Lager zunächſt befindet, ſind mehrere mir ehemals werthe Putzſachen enthalten, von denen ich ſehr wünſchte, daß ſie Niemanden zu Geſichte kommen mögen. Sobald ich verſchieden ſeyn werde, möget ihr dieſen Koffer, ohne ihn zu öffnen, an meinen Sarg annageln laſſen, damit beide vereint in die Gruft geſetzt werden. Ich ſterbe in der Zuverſicht, daß dich, lieber Bruder die Neugier nicht beſchleichen werde, den Inhalt dieſes Koffers wiſſen und dieſen daher öffnen zu wollen, denn von der Rechtlichkeit deiner Geſinnungen haſt du mir ja im Leben ſo viele Beweiſe gegeben.“

Als ſie dieß geſprochen hatte, war ſie nicht mehr. Einige ſchwache Zuckungen hatten ihren Todeskampf angedeutet. Die Trauer ihres Bruders ſprach ſich in dem ungewöhnlich pomphaften Leichenbegängniſſe aus, welches mit bedeutenden Koſten verbunden geweſen. Ich ſelbſt dachte an jenem Tage nichts Anderes, als wie ich Erkundigungen über den Herrn von Geierſtein einziehen könnte, weil es mir mehr als jedem andern auffallen mußte, ihn nicht unter Denen vorgefunden zu haben, die ſich dem Leichengefolge angeſchloſſen, um ſo mehr, als er zu den erſten Freunden der Verblichenen gezählt wurde. Meine Beſorgniſſe gewannen an Grund, als ich den großen Koffer allenthalben vermißte, von welchem die Baronin an ihrem Sterbetage mir den Schlüſſel abgefordert hatte. Ich zweifelte nicht länger, daß die Verblichene, ſey es nun aus

allzuheftiger Liebe für den jungen Mann, von dem ſie ſich auch im Tode nicht trennen wollte, oder in einer Anwandlung von Eiferſucht, wenn ihr in der That des Grafen Neigung zu mir nicht entgangen ſeyn ſollte, vom Rachegeiſte getrieben, habe den Geliebten lebendigen Leibes mit ſich eingraben laſſen. Schon war die Nacht bedeutend vorgerückt, ich ſäumte keinen Augenblick mich hieher zu verfügen, weil in dieſer Kirche die Leiche der Baronin beigeſetzt worden war. Allein, wie ſehr bin ich zu beklagen, das böſe Geſchick ſpottet ſelbſt meiner Sorgfalt und Eile. Mein Geliebter weilt nicht mehr unter den Lebenden und ſo iſt mein Daſeyn auch mir nur eine Bürde. Das unglückliche Weſen, welchem ich bald das Leben geben ſoll, möge von Euch, ehrwürdiger Alter, einſt den Namen ſeiner unglücklichen Eltern erfahren. Erzählt ihm einſt, wenn es zum Knaben herangewachſen, was ſeine Mutter gelitten, auf daß er wiſſe, wie theuer ſie ſein Leben bezahlen mußte."

„Denkt Euch doch, Herr Nachbar!" — fuhr der Sacriſtan in ſeinem langen Berichte fort — „denkt Euch die peinvolle Verlegenheit, in welcher ich mich fand, als die Unglückliche unerwartet ſich dem Zuſtande nahe ſah, welcher die Gegenwart einer Hebamme erheiſchte. In Ermanglung einer ſolchen mußte ich nun ſelbſt dieſes Amt vertreten, denn vor mir am Boden lag eine Frau in den letzten Zügen. Das Kind hatte ſich ſchon ihrem Schoße entwunden, und ſeine Ankunft in dieſer Welt durch lautes Weinen kund gegeben. Der Schreck, welchen der Anblick der

Leiche Geiersteins in der Unglücklichen bewirkt hatte, konnte ebenso wie die anstrengende Erzählung ihrer Leiden die Niederkunft der bereits Entkräfteten befördert haben.

„Ich selbst meinte in jener bedenklichen Lage vor Angst und Verlegenheit des blassen Todes seyn zu müssen. Da gedachte ich noch zur rechten Zeit, wie Ihr, Herr Nachbar! mir ärztlichen Beistand zu leisten vermöchtet, welchen Ihr am wenigsten zur Zeit der Noth mir verweigern würdet. So hatte ich mir denn ein Herz gefaßt, und Euch aus dem ersten Schlafe gepocht, um Euch mit einem Kindlein zu beschenken, nachdem ihr dessen Mutter mir hattet begraben helfen. In Eurem Hause wollte damals der Ehesegen sich ja ohnehin noch nicht zeigen, und so hatte ihn der liebe Gott auf anderem Wege Euch ins Haus geschickt."

Bald hernach war auch der ehrliche Sacristan sanft im Herrn entschlafen, doch sollte er zuvor noch die Kindtaufe meines Vaters mitfeiern helfen. Obgleich mein Großvater über das Erscheinen seines Spätlings nicht geringe Freude merken ließ, und den einzigen Sprossen seiner Kraft mit noch mehr als väterlicher Zärtlichkeit liebte, ließ er doch seinem Pfleglinge nicht das Mindeste abgehen, und liebkoste ihn wie den eigenen Sohn.

An einem Dreifaltigkeitstage war es, wo meine Großmutter wie gewöhnlich zugleich mit dem eigenen Söhnchen ihren Pflegling auf einen Spaziergang in den Schloßgarten mitgenommen hatte. Da begegnete

ihnen die Mutter des verſtorbenen Geierſtein, welche beim Anblicke des Pfleglings in deſſen Geſichtchen die theuren Züge ihres ſo plötzlich aus der Welt entſchwundenen Sohnes wieder zu finden glaubte. Die überraſchende Aehnlichkeit ſteigerte ihre Verwunderung mit jeder Minute. Sie ging daher auf meine Großmutter zu, und fragte nach dem Namen des Knaben, wie auch ob er ihr eigenes Kind ſey. Als das Letztere verneint wurde, fuhr ſie in ihren Forſchungen mit verdoppeltem Eifer fort, in welcher Gegend des Landes er geboren, ob in der Hauptſtadt ſelbſt, und wer ſeine Eltern? Als ſie aus der Angabe des Alters abmerkt, daß es auffallend mit jener Zeit übereinſtimme, in welcher ihr Sohn plötzlich aus dem Bereiche der Lebenden verſchwunden war, mußte auch dieſer Umſtand ihren Verdacht gewaltig aufregen. Die gute Frau vervielfachte daher ihre Fragen, und weil die Antworten meiner Großmutter ſehr widerſprechend lauteten, mußte der Argwohn der Fragenden nur geſteigert werden; denn bald hieß es, der Knabe ſey ihr eigenes Kind, bald wieder gab ſie ihn für einen Findling aus, der von unbekannten Perſonen ihrer Pflege anvertraut worden war.

Dieß hatte zur Folge, daß mein Großvater am folgenden Morgen gefänglich eingezogen ward, indem man hoffte, durch Zwangsmittel die Wahrheit von ihm zu erpreſſen. Gleich im erſten Verhöre, das mit ihm vorgenommen wurde, beſchuldigte man ihn nicht nur, den Herrn von Geierſtein des Lebens beraubt zu haben, ſondern auch zur heimlichen Flucht der

Zofe Albina Haget, die bei der Baroneſſe Chladny in Dienſten geſtanden, behülflich geweſen zu ſeyn. Dieſe Anklage war für den armen Mann ein Donnerſchlag, denn auf eine ſo kränkende Anſchuldigung war er nicht vorbereitet geweſen. Seine Beſtürzung wie ſein Stillſchweigen deuteten die Richter als unwillkürliches Geſtändniß ſeiner Schuld, und ward ihm die damals noch ſtatthafte Folter angedroht, wenn er das Bekenntniß ſeines Verbrechens nicht freiwillig ablegen würde. Er verlangte eine zweiſtündige Bedenkzeit, um ſeine Vertheidigung bei geordnetem Geiſte vorzubringen, wenn er ſeine Gedanken wieder geſammelt haben würde. Nachdem dieſer Wunſch ihm zugeſtanden worden, erſuchte er ſeine Richter, daß die Parteien vorgeladen würden, in deren Gegenwart er über dieſe räthſelhafte Geſchichte das nöthige Licht zu verſchaffen gedächte.

„Frau von Geierſtein!“ — redete er zuerſt die Klägerin an — „vergeblich ſind die Nachfragen nach Ihrem Sohne. Dieſer iſt längſt aus dem Buche der Lebenden geſtrichen. Er modert an der Seite jener Baroneſſe Chladny, die vor acht Jahren das Zeitliche geſegnete, und deren ſterbliche Ueberreſte in der Pfarrkirche zu St. Galli beigeſetzt worden waren. Auch von Albinen, ihrer Zofe, kann ich keine befriedigendere Auskunft ertheilen, als daß ſie ebenfalls den Todten angehört. Auch ſie ward, nur einen Tag ſpäter, an derſelben Stelle, wo ſie, entſetzt über die Leiche des in einen Koffer eingeſargten jungen Mannes, plötzlich den Todeskampf gekämpft, von

dem frühern Sacriſtan dieſer Kirche unter dem Steinpflaſter des Bodens eingeſcharrt. Zufall und Mitleid hatten mich in dieſe klägliche Affaire verwickelt, und der kleine Toni, mit welchem die ſterbende Joſe in jener Stunde niederkam, iſt der alleinige Urheber jenes Verbrechens, deſſen ich angeklagt bin. Seine Geburt gab der Mutter den Tod. Dieſer Knabe iſt die Frucht eines heimlichen Verhältniſſes des Herrn von Geierſtein mit Albinen, deſſen Entdeckung die gleichfalls für den jungen Mann entflammte Baronin vor ihrem Ende zu einer ſo grauſamen Rache verleiten konnte, ihren Geliebten lebendigen Leibes mit ſich im Grabe zu vereinen. Dieß iſt Alles was ich weiß; der ärztliche Beiſtand, welchen ich von dem Sacriſtan der Sterbenden zu leiſten aufgefordert worden, hatte mir Veranlaſſung geboten, Zeuge ihres Todes zu werden. Wenn ich ferner, zu jener Zeit noch kinderlos, vom Sacriſtan ermahnt, und vom eigenen Gefühle verleitet, mich bewogen fand, bei dem Findling Vaterſtelle zu übernehmen, erwartete ich noch immer nicht, daß eine milde Handlung mir einſt zum Verbrechen gedeutet werden würde. Mehr weiß auch meine Gattin nicht, als ſie aus meinem Munde erfahren, und der einzige Zeuge für die Wahrheit meiner Ausſage, jener Sacriſtan von St. Galli, gehört ebenfalls ſchon der Verweſung an."

Weil man jedoch den Worten des Angeklagten nicht ſogleich unbedingten Glauben ſchenken wollte, und kein Zeuge jenes Vorfalls mehr am Leben war, beſchloſſen die Richter, den Inculpaten noch eine

unbeſtimmte Zeit in gefänglicher Haft zu halten, weil man noch immer hoffte, ein günſtiger Zufall werde endlich Licht in dieſe Sache bringen. Als nun mehrere Monate fruchtlos verſtrichen waren, und der Inquiſit noch immer feſt bei ſeiner Ausſage beharrte, gedachte man ernſtlicher als je die Folter wie gewöhnlich zur Erpreſſung des Bekenntniſſes anzuwenden. Zu jener Zeit war aber unter der beglückenden Herrſchaft des Kaiſers Joſeph nebſt andern geſetzlichen Aenderungen auch die Abſchaffung der Folter publicirt worden. Daher beſchloß man, die Haft des Unglücklichen auf eine noch längere Zeit auszudehnen, weil man noch immer hoffte, der Inculpat werde der ewigen Einkerkerung zu entgehen es vorziehen, den Abſichten ſeiner Richter Genüge zu leiſten. Man hatte zwar nicht verabſäumt, in dem Gruftgewölbe zu St. Galli die nöthigen Unterſuchungen anzuſtellen, und in der That ergab ſich bei Eröffnung jenes Koffers, daß an dem einen Finger des verweſ'ten Mannes ein Ring vorfindlich war, auf welchem ſein und Albinens Namen in kunſtreicher Verſchlingung angebracht war. Dieß ſprach allenfalls meinem Großvater zu Gunſten, jedoch die Langſamkeit der Juſtiz verlängerte noch immer ſeine Gefangenſchaft, wozu ſich der Wahn ſeiner Richter geſellte, daß die längere Einkerkerung des Gefangenen ſeinen vermeintlichen Starrſinn doch brechen werde. Unter ſolchen Umſtänden mußten die Vermögensverhältniſſe meines Großvaters gewaltig leiden. Die jährige Abweſenheit des Prinzipals aus der Diſzin bewirkte einen lauern Dienſteifer ſeiner

Untergebenen, die Kunden zerſtreuten ſich und ließen häuslichen Mangel eintreten. Dieſe trüben Ereigniſſe tödteten den Unglücklichen, welchen der Gram längſt abgezehrt hatte, im Gefängniſſe; und ſeine Wittwe war ſodann nur noch auf die milden Gaben ihrer Verwandten angewieſen, welche allzudürftig ausfielen, um ihrem Sohne eine anſtändige Erziehung angedeihen zu laſſen.

Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, ging mein Vater unter die Soldaten, zeichnete ſich im Feldzuge des Jahres 1809 rühmlich aus, avancirte zum Oberoffizier, vermählte ſich ſodann mit der Wittwe eines Artillerie-Lieutenants, welche ihm jedoch gar kein Vermögen einbrachte und aus welchem Ehebündniſſe ich und eine Schweſter hervorgingen. Letztere ward mit vielen Tauſenden in ihrem zarteſten Alter ein Opfer der im Jahre 1813 allenthalben graſſirenden Faulfieber-Epidemie. So konnten wohl meine Eltern ihre ganze Sorgfalt mir zuwenden, und beſtimmten meinen künftigen Beruf in einer Wiſſenſchaft zu wählen. Meines Vaters Vorliebe für die Mathematik bewog ihn, mich in den Lehrſaal der Polytechnik zu führen.

Schon in meinem erſten Studienjahre verließ mein Vater das Zeitliche, und die Ausſicht auf eine Anſtellung nach zurückgelegten Studien, deren ich um ſo bedürftiger war, weil ich nun auch für meine hülfloſe Mutter zu ſorgen mich verpflichten mußte, ſchwand nun gänzlich, weil mir keine Mittel zu Gebote ſtehen, den Einfluß vielvermögender Perſonen

für meine Sache zu gewinnen. Noch jetzt betrachte ich das unverschuldet traurige Ende meines Großvaters, welcher für die gute Sache so hart büßen mußte, als den Urquell alles Mißgeschickes und der Entbehrungen unserer Familie. Sein guter Ruf, Wohlstand und das Leben selbst forderte ein unerklärliches Fatum als Sühne seines Mitgefühls für fremde Leiden, und sein beklagenswerthes Ende schwebt meinem Gedächtnisse noch immer lebhaft genug vor, um nicht in ähnlichen Fällen der undankbaren Menschheit meinen zum Helfen ausgestreckten Arm wieder zurück zu ziehen. Demnach, Herr Kriminalrath, kann der Vorwurf der Hartherzigkeit, welcher mir wegen des Vorfalls am gestrigen Abende gemacht worden, mich gar nicht treffen.

Als ich meine Klage über den Undank der Menschen durch die Aufzählung des unverschuldeten Unglücks meiner Großeltern, in welches sie ihre Pietät gegen Unwürdige versenkt, gerechtfertigt zu haben glaubte, richtete der Kriminalrath noch eine Frage, das fernere Schicksal jenes Findlings betreffend, an mich, worüber ich keine weitere Auskunft zu geben vermochte, als daß die Geierstein'sche Familie den Pflegling meines Vaters, von dessen Unglück er der unschuldige Urheber gewesen, in ihre Mitte aufnahm, jedoch ohne seinen Pflegeeltern für ihre Erziehung des Knaben und ihm erwiesene Sorgfalt auch nur den kleinsten Beweis ihrer Dankbarkeit zukommen zu lassen.

„Dieser Vorwurf soll" — fiel der Rath lebhaft ein — „wenn auch etwas spät, endlich doch seine

Kraft verlieren. Jener Knabe, längſt zum Manne gereift, durch den Einfluß mächtiger Verwandten und Gönner ſowohl als durch die eigene Thätigkeit, zu einem Amtspoſten erhoben, welcher der Mittel zur Genüge bietet an die Tilgung jener Schuld zu denken, ſtrebt in dieſer Stunde noch dem Enkel ſeines erſten Wohlthäters einen Theil deſſen, was Letzterer hülfreich an ihn verwendet, dankbar zurück zu erſtatten. Ich habe die Sorge für Ihre und Ihrer Mutter Zukunft übernommen" — ſchloß zu meiner Ueberraſchung der Tiefbewegte, mich mit Wärme in ſeine Arme ſchließend. Schweigend weinte ich an des Biedermanns Bruſt mit ihm Zähren der innigſten Rührung und bewunderte die ſeltſame Fügung des Geſchickes, die ſo plötzlich und auf ſo räthſelhafte Weiſe den düſtern Vorhang zerriſſen, welcher eine heitere Zukunft mir ſo lange verborgen hatte. Der Wackere hielt Wort. Seiner thätigen Verwendung danke ich meine gegenwärtige Amtsſtelle, welche nicht nur mich in den Stand ſetzte, meiner Mutter ein ſorgenfreies Alter zu ſichern, ſondern mir auch zu dem Beſitze einer biedern Gattin verhalf, die mir das höchſte aller Erdengüter, häusliches Glück, in vollem Maße zu Theil werden ließ. — „Nun, meine Herren," — endete der Bau-Inſpektor jene langwierige Mittheilung der merkwürdigſten Epiſode aus ſeiner Lebensgeſchichte — „begreifen Sie nicht nur, ſondern rechtfertigen zugleich meine Parteinahme für das andere Geſchlecht, dem ich als beglückter Ehemann meine Fürſprache nicht gut verweigern darf,

wenn herzlose Spötter die liebenswürdigsten Wesen in der Schöpfung am ehesten mit dem Giftstachel der Satire zu verletzen streben. Ueberdieß bietet nicht die in ihrer Liebe zu dem unbeständigen Geierstein sich verzehrende Baronin Chladny einen neuen Beweis, wie das Weib die Herzensflamme länger zu erhalten weiß? Selbst die Ueberzeugung von dem Wankelmuthe des Geliebten thut ihrer Leidenschaft nicht den geringsten Abbruch. Auf seinen Besitz zu verzichten wäre ihr gräßlicher als der Tod, dem sie gefaßt in's Auge sieht, und so beschließt sie, den Flatterhaften mindestens in der Gruft mit sich zu vereinen. Diesen Plan hätte nimmermehr die gemeine Rache eines gewöhnlichen Weibes zur Reife gebracht."

Der Kandidat Eimann ließ hierauf vernehmen, daß die Geschichte aller Völker merkwürdige Beispiele enthalte, wie gern das schwächere Geschlecht der unheilbringendsten aller Leidenschaften zu opfern liebt, und daß mit gutem Grunde fast in allen Sprachen die Rache als eine weibliche Figur gedacht wird, demgemäß auch stets den Artikel la bei den Franzosen und Italienern, das Sylbaben die bei den Deutschen sich vorgesetzt sieht. Eben so haben die Griechen und Römer ihr Geschlecht durch weibliche Endbuchstaben angedeutet —

„Diesen grammatischen Scherz" — unterbrach ich den Sprecher — „können Sie mit gleichem Glücke bei dem Worte List fortsetzen, dessen wahrhaft weibliche Natur nicht nur fast jedes Blatt der Weltgeschichte

sondern auch tausend Fälle aus der Gegenwart verbürgen. So bin ich im Stande einen ergötzlichen Schwank meinen durch sentimentale Histörchen wehmüthig gestimmten Reisegefährten somit zur wohlthätigen Abwechslung zu bieten, welcher die weibliche Schlauheit in ihrer ganzen Glorie entfaltet, und wobei mir der neckische Zufall gleichfalls eine Rolle zugetheilt hatte."

Die erwartete Aufforderung meiner Kutschgenossen, ihnen das angebotene Histörchen nicht lange vorzuenthalten, folgte meiner Andeutung, gleichfalls als Erzähler zu debütiren, schnell genug, und ich fuhr fort:

Weiber-List.

Als ich noch in Halle den theologischen Studien obliegend die Collegien des gottbegeisterten Doctor Tholuk besuchte, war es die Lehre von der Erbsünde welche mir am meisten zu schaffen machte. Weil es ein mit unserer gebrechlichen Menschen-Natur zusammengewachsenes Uebel, für dessen Wirkungen dennoch die Seele verantwortlich zu finden, dünkte mir hart, sehr hart, und als ich von dem Doctor aufgefordert, ihm eine Definition über dieses Dogma vorzulegen, nicht ganz befriedigend zu antworten vermochte, donnerte er mich in seiner heftigen Weise an: „Nicht affirmativ gesprochen, junger Mann, positiv, positiv!" — „Guter Gott!" — dachte ich mir auf dem Heimwege nach meiner Wohnung, — „läßt sich in Dogmen und Glaubenssachen denn auch

wie von mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Wahrheiten, zu welchen wir auf dem Wege der Ueberzeugung gelangten, poſitiv diſputiren?

In dieſe Betrachtungen war ich noch um Mitternacht verſenkt, weil der folgende Tag zu meinem theologiſchen examen rigorosum anbeſtimmt war. Siehe da trat der Mann, bei dem ich zur Miethe wohnte, Herr Schneidermeiſter Hempel, mit zornflammendem Antlitze auf meine Stube. „Ei, ſo ſpät am Abend, Herr Meiſter?“ rief ich ihm, befremdet über den außergewöhnlichen Beſuch, zu. — „Lieb iſt mir, wahrlich ſehr lieb, Herr Wiebold, Sie noch bei Ihren Büchern zu finden. Wollte Gott! Ihr College da drinnen nähme ſich an ihrem Fleiße ein Beiſpiel; der aber zieht es vor, mein Haus zu verunehren und mit der Stubenmagd unchriſtlich ſündiges Spiel zu treiben. Ich war ſchon im Begriffe meine Ehehälfte aus dem Schlafe zu wecken, um ihr über Annens lockern Lebenswandel endlich die Augen zu öffnen, weil ſie die Dirne ſtets gegen meine Anklage in Schutz nimmt, aber ich hielt es für klüger, Sie, Herr Wiebold, zum Zeugen in dieſer Sache herbeizurufen. Mir leugnet ſie Alles vor den Augen weg, ſind Sie aber zugegen, wird es ihr ſchwer, Thatſachen abzudiſputiren.“

Mit dieſen Worten zog er mich ſeinen wieder hinaustrippelnden Schritten nach. Ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verhalten, weil ich voraus von dem Vorgange unterrichtet war. Mein Führer flüſterte mir indeß ſehr beſorglich zu: „Um des Himmels

Willen nur leise, recht leise!" Meister Hempel, welcher, in der Meinung verharrend, seine Frau liege gegenwärtig in den Armen des Schlafes, sie zu wecken nicht das Herz besaß, entschloß sich rasch, es jetzt zu thun, wo es eben seinem Zweck entsprach, indem er mich vor eine der beiden Thüren, die zu Annens Schlafkammer führten, als Wache hinpostirte, um das Entweichen des Sünders unmöglich zu machen.

Der Mann von der Nadel begab sich demnach an das Bett seiner Ehehälfte, im Begriffe, sie ebenfalls zur Zeugenschaft des unter seinem Dache ausgeführten Frevels aufzufordern. Weil er sie aber nicht in den Federn fand, schloß er, daß sie ein physisches Bedürfniß auf Augenblicke entfernt haben konnte, oder auch, daß sie, erwachend, ihn an ihrer Seite vermißt und, über die Ursache seiner Schlaflosigkeit Erkundigung einzuziehen, ihr Lager verlassen haben mochte, aus keiner andern Absicht, als ihn aufzusuchen.

Ich aber, der ein menschenfreundliches Gemüth besitze, mich daher über das Glück zweier Liebenden nicht weniger freue, als sie selbst, und meinen Collegen, den Studiosus Ringler, eben so wenig die gute Anne in ihrer süßen Seligkeit zu beeinträchtigen, noch ihnen überhaupt zu schaden suchte, ich beschloß demnach das freudetrunkene Paar auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Wie konnte ich dieß anders, als wenn ich rasch auf das Zimmer losging und die Thüre unsanft öffnete, damit sie desto

gewiſſer aus dem ſüßen Taumel zu ihrem Vortheile erwachten? Als ich jedoch in Annens Schlafkammer nicht deren gewöhnliche Bewohnerin, ſondern die Herrin ſelbſt in den Armen meines Collegen erblickte, überſtieg meine Ueberraſchung noch die ihrige, und Alles, was ich vorzubringen vermochte, war: „Madame, Herr Hempel beabſichtigt ſo eben, Sie hieher zu führen, um von Ihnen gleichfalls Zeugenſchaft all der ſchönen Dinge, die hier vorgefallen, fordern zu können.“

Madame Hempel wußte aus dieſen Andeutungen ſchnell Vortheil zu ziehen, und zwar auf eine Art, daß ihre Tugend auch in meinen Augen nicht verlieren ſollte. Sie gab mir nämlich zu verſtehen, daß ſie eben ihr Lager verlaſſen, weil es ihr auffallend geweſen, bei zufälligem Erwachen den Gatten nicht in ihrer Nähe zu finden. Sie hätte darum auch gleich Verdacht gegen ihn gefaßt, ob er nicht etwa Annen eine Nachtviſite gemacht. Alſogleich habe ſie nach deren Kammer ihren Weg genommen, jedoch nur meinen Collegen darin erblickt, welcher allem Anſcheine nach Annen entſchlüpfen ließ; und wie er ſie gewahrte, mochte er zwar ſich auch wegſtehlen wollen, ſey aber von ſeinem Vorhaben durch ſie abgehalten und über ſeine lockern Abſichten von ihr eben gebührend ausgezankt worden.

Ich jedoch, ohne meine Vermuthungen abmerken zu laſſen, begnügte mich, einen trockenen Bericht abzuſtatten, wie Herr Hempel von dem Vorgange der Sache ſich ſelbſt genau unterrichtet habe, daher auf

Annen und Herrn Ringler sehr ergrimmt sey. Zugleich gab ich meinem Collegen durch einen verstohlenen Wink zu verstehen, daß er dem Ausbruche der Hempel'schen Wuth bei Zeiten entrinnen möge.

Herr Ringler, welcher mir nicht recht trauen mochte, weil er mich zuweilen bei der Frau meines Hausherrn erblickt hatte, begann plötzlich den Eifersüchtigen zu spielen. Er zog folgenden Schluß, weil nämlich Madame Hempel mit ihm durch die Unbedachtsamkeit ihrer Stubenmagd, welche zur Abhaltung ungebetener Gäste die Liebenden auf Wache ausgestellt hatten, in diesem bedenklichen Zustande überrascht worden war, müsse Anna unfehlbar mit mir im Einverständnisse seyn, und noch mehr steigerte sich sein Grimm, als er hören mußte, daß die gute Frau plötzlich meine Meinung beistimmend unterstützte und ihm ebenfalls die eiligste Entfernung anrieth. Doch er machte nicht eher Miene, ihre Winke zu benützen, bis seine Schöne grob wurde; auch dann gehorchte er nur ungern und verließ brummend das Zimmer, wahrscheinlich mit den kräftigsten Verwünschungen gegen mich, als den Urheber der ganzen Störung.

Wie er nun an der Stube des Herrn Hempels vorüberstrich, begegnete er Annen, dieser unzuverlässigen Wächterin, welche, in ihrem Schlummer unterbrochen, wieder im Begriffe war, sich auf ihren Wachtposten hinzustellen. Diese war es nun, welche er seinem Zorn zum Opfer weihen wollte, und schwerlich wäre es bei kränkenden Schmähworten allein

geblieben, wenn ein plötzliches Geräusche nicht den Fluß seiner Rede gewaltsam aufgehalten hätte. Jenes Getöse aber war von dem Hausherrn ausgegangen, welcher raschen Schrittes dem Orte zueilte, wo er mich zuvor allein zurückgelassen hatte. Der Mond hatte eben jetzt sich hinter einen Wolkenschleier versteckt, und das Aergerniß, welches dem frommen Sitten-Eiferer seine nächtliche Entdeckung verursacht hatte, benebelte ihm Verstand und Augen dermaßen, daß, wie er Herrn Ringler zufällig an der Stelle begegnete, wo er mich verlassen hatte, er meinen Collegen für mich selber hielt. Ganz leise flüsterte er ihm zu: „Ich kann meine Frau nirgends finden," und als er nun auch Annen gegenüberstehend gewahrte, glaubte er sie für seine Frau zu erkennen: „Ach bist du es Ricke?" — redete er sie an — „folge mir doch in Annens Kammer, da wirst du eine saubere Wirthschaft vorfinden." Während er dieß sprach, hatte er seinen Irrthum bemerkt und änderte daher seine Sprache: „Du liederliches Nickel! habe ich dich endlich? Ich werde dich lehren den Ruf meines Hauses besser zu respektiren; und endlich, in Anbetracht Ihrer Person, mein lieber Herr Ringler! darf ich Ihnen im Voraus die Versicherung ertheilen, daß Ihr Herr Vater von Ihrer lobenswerthen Aufführung ausführliche Kunde erhalten soll."

Der Student merkte wohl, was unser Miethsherr mit diesen Worten hatte sagen wollen; allein er antwortete mit Schweigen, gleichsam als sey ihm der Zusammenhang der Dinge gänzlich unklar. Nur

Anna, welche ſich ihrer Unſchuld vollkommen bewußt war, hatte nicht Luſt, unverdiente Beleidigungen ruhig hinzunehmen. „Ich kann aus ihren Reden nicht geſcheidt werden," verſetzte Anna. „Wie, Ehrvergeſſene, du willſt mich jetzt noch nicht verſtehen?" — geiferte ihr Brodherr — „du möchteſt mir etwa noch abſtreiten, was meine Augen ſelbſt geſehen haben? Iſt es nicht mir Zeugniß genug, daß ich euch Beide zuſammen ertappte? Lege dich daher nicht noch ferner auf's Leugnen, dieſer ſaubere Herr da iſt nicht weniger ſchuldig als du. Sein Schweigen iſt das Bekenntniß ſeiner Schande." — „Herr Hempel" — entgegnete der Student — „mein Schweigen wird falſch gedeutet; es iſt die Folge meines tiefen Erſtaunens über Ihr ſeltſames Betragen in dieſer Stunde. Danken Sie es dem Himmel, daß ich mit ſolcher Ruhe Ihnen gegenüber ſtehe; denn ſollte ich Ihre Inſultationen beantworten, könnte es leicht auf eine für ſie empfindliche Art geſchehen; doch ich fühle mich viel zu erhaben über Sie, um mich von Ihren pöbelhaften Ausbrüchen verletzt zu finden. Mein Geſchmack ſinkt nicht ſo tief herab, daß ich ſelbſt unter den Mägden Ausſuchens hielte. In Ihrem Hauſe gibts noch andere Leute, welche Ihr Mißtrauen eher verdienten, und mein College, welcher beſtändig um Ihre Frau iſt, den können Sie noch in dieſer Minute mit ihr in Annens Kammer, wo ſie ſich eingeſchloſſen haben, überraſchen."

„Ich bitte mir aus, daß Sie ſchonender von dem jungen Manne ſprechen, den Sie ſich vielmehr

zum Vorbilde der Sittlichkeit nehmen dürften" — warnte Herr Hempel, über die Anschuldigung, welche sich Ringler erlaubte, noch heftiger entrüstet. „Daß Sie es nur wissen" — fuhr er fort — „ich selbst habe ihn aus seinem Studierzimmer geholt, damit er von euern Unsittlichkeiten selbst Zeugniß ablegen könnte, wenn er sich mit eigenen Augen von all dem Unfuge überzeugt haben würde. Nebstdem weiß ich selbst nur allzugut, wie es in meinem Hause hergeht, und lasse mich von Ihnen keines Andern belehren." — „Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu seyn," — frottete Ringler — „gut, bemühen Sie sich doch mit mir sogleich nach Annens Kammer, und Sie werden überrascht seyn, welche treffliche Dienste mein College Ihnen leisten kann. Sie sollen ihn noch in dieser Minute Ihrer Frau in den Armen finden." Als er dieß gesagt hatte, faßte er Herrn Hempel kräftig am Arme und zog ihn wider Willen nach Annens Kammer, welche ihnen auf dem Schritte nachfolgte.

So leise die Drei auftraten, hatte ich und Madame Hempel doch die Annäherung der Leute gemerkt. Wir hielten es jedoch für räthlicher, das Zimmer nicht zu verlassen. Kaum war der Hausherr über die Schwelle getreten, als er gleich auf mich mit den Worten zuging: „Ihr Herr College führt mich gewaltsam hieher, weil er mich überzeugen zu können glaubte, daß Sie sich mit meiner Frau zu thun machen. Ich meinerseits denke nicht so von Ihnen; doch Ihre Sache ist es, Ihn jetzt über seinen Irrthum aufzuklären." „Wie?" — fragte ich entrüstet —

„ſolche Anſchuldigung wäre denkbar? Habe ich doch allzuviel Achtung für Sie und Ihre Gattin, um ſo entehrende Abſichten zu hegen, und ich wollte mir eher das Aergſte anthun, als Ihnen nur die geringſte Veranlaſſung zu ſolchem Verdachte bieten.“

Auch Madame Hempel hatte, als ſie gewahrte, wie Ringler, um ſich aus der Falle zu helfen, ſie eines verbotenen Umganges mit mir beſchuldigte, ihre Geſinnungen gegen ihn ſchnell umgetauſcht und eine Sprache angenommen, worüber ſich ihr Galan nicht ſonderlich freuen konnte. Sie klagte ihn einer auffallenden Zudringlichkeit an, womit er ſich um ihre Gunſt bemühe, obgleich noch immer vergeblich. „Beruhigen Sie ſich, Madame!“ — rief ich ihr beſchwichtigend zu — „Sie verſchwenden Zeit und Worte zu einer Rechtfertigung, welche bei ſeinem feſten Vertrauen auf Ihre Tugend Ihren Gemahl nur ſchmerzen muß, daß Sie ihn eines ſolchen Argwohns fähig halten. Können Sie ihm wohl zumuthen, daß die leidenſchaftlichen Schmähungen eines unbeſonnenen Wüſtlings ihn ſogleich beſtimmen könnten, denſelben alſobald Glauben zu ſchenken und zwar nach ſo vielfachen Beweiſen, die er von ihren tugendhaften Geſinnungen wohl ſchon erhalten hat?“ — „In der That“ — nahm jetzt Herr Hempel wieder das Wort, „muß es mich ſehr überraſchen, daß Sie, Herr Ringler, ſelbſt in meiner Gegenwart ſich nicht entblöden, die Ehre meiner Frau zu verdächtigen, allein Sie haben Ihre Abſicht dießmal ſchlecht erreicht.“ — „Darüber dürfen Sie ſich gar nicht verwundern, Herr

Hempel" — ließ ich mich antwortend vernehmen — „wenn ein junger Unbesonnener in seinem Anfalle der Eifersucht, welche er durch mein zufälliges Zusammensein mit Ihrer Gattin als gegründet wähnt, in seiner Aufregung alle Schranken des Anstandes und der Vernunft ungescheut durchbricht und in seiner Wuth Niemanden verschonen mag." — Da unterbrach mich Herr Ringler: „Wahrlich, an einem andern Orte dürften Sie, Herr College, sich diese Sprache nicht ungestraft erlauben, und es sollte mir leicht werden, Ihren Worten größere Mäßigung anzurathen. Doch — ich vertheidige mich nicht zwei Male; soviel gibt sich doch aus Ihrer lebhaften Fürsprache für Madame Hempel kund, daß Sie wichtige Ursache haben mögen, ihren Gatten über deren Tugend zu beruhigen." — „Reizen Sie nicht noch mehr meine Galle" — rief Herr Hempel mit flammendem Blicke Ringlern zu — „alle Ihre Verläumdungen fallen nur auf Sie selbst zurück. Ich weiß bereits, was ich glauben darf, und kann Ihre Berichtigungen entbehren."

Auch Anna ließ jetzt ihre Klagen laut werden, doch waren sie gegen den Hausherrn gerichtet: „Ich begreife gar nicht, weshalb sie seit einiger Zeit jede Gelegenheit eilig ergreifen, um etwas zu meinem Nachtheile vorzubringen? Haben Sie eine unfreundliche Stunde, gleich muß ich Arme es entgelten. Mögen Sie mich nicht länger in Ihrem Hause, so will ich es noch morgen verlassen, nur tasten Sie meinen guten Ruf nicht an, denn außer ihm habe ich kein Besitzthum weiter, und dieses ist mir werthvoller als

das Leben selbst. Wiederholen Sie es nicht nochmals, daß Sie mich auf einer Sünde ertappt haben, die ich nicht begangen. Ihre Augen spielten Ihnen selber einen Streich, denn als ich auf dem Corridor Herrn Ringler begegnete, kam ich eben von unten herauf, wo ich mich lange genug verweilt hatte, um von einigen Leuten aus dem Hause bemerkt worden zu seyn, auf welche ich mich berufen kann."

Herr Hempel war viel zu aufgeregt, um über die Vertheidigung Annens gegen seine Anklage im Mindesten nachzudenken; sonst würde er über die Treulosigkeit seiner Ehehälfte gleich im Klaren gewesen seyn. Zum Glücke für die Letztere achtete er nicht auf die Worte der Magd; und Madame Hempel, sogern sie auch diesmal Annen gegen die Vorwürfe des Gatten in Schutz genommen hätte, mußte doch befürchten, sich selbst in die Klemme zu bringen, wenn sie auch an die Rechtfertigung der Andern denken wollte. Herr Hempel, welcher vermuthete, mit einer Anklage Annens nicht die Zustimmung seiner Frau zu erhalten, vertheidigte seine Beschuldigung damit, daß er den ganzen Hergang der Sache mittheilte, wie er zufällig aus dem ersten Schlafe erwacht, von einem Ungefähr gegen die Thüre von Annens Kammer geführt worden sey. Dort hätte er durch das in der Thüre angebrachte Fensterglas gequckt, und es sey ihm bei dem hellen Mondscheine, welcher das Zimmer stark erhellte, leicht geworden, außer einer weiblichen Person, welche doch Anna gewesen seyn müsse, auch einen Mann zu gewahren. Sogleich blickte er auf-

merkſamer in die Stube und gewahrte, was er lieber nicht entdeckt haben möchte; allein von den beiden Individuen hätte er nur Herrn Ringler mit Beſtimmtheit erkannt, und könne daher in ſeiner Geſellſchafterin Niemand anders als Annen, die Bewohnerin jener Kammer, vermuthen, denn ſeine Frau möchte er eines ſolchen Vergehens nicht ſo leicht beſchuldigen.

Anna, welche ihre Gebieterin noch mehr als ſich ſelbſt liebte, ſah jetzt keinen andern Ausweg als ihre eigene Ehre für ihre Herrin zum Opfer zu bringen. Sie warf ſich nun tiefſchluchzend dem Herrn Hempel zu Füßen und erklärte, daß, ſo gern ſie ihren Ruf gerettet haben möchte, ſie ihn doch nicht auf ſo hohen Preis wie durch die Einbuße der Ehre ihrer Frau ſich erhalten möge, welche Letztere doch in der That ganz unſchuldig ſey. Sie fuhr nun fort zu erzählen, wie Herr Ringler ſchon ſeit lange ihrer Tugend nachſtelle, und ſie unter dem Verſprechen, ſie zu ehelichen, verleiten konnte, ihm ſchon jetzt verſtohlene Gunſtbezeugungen zu gewähren. „Ich glaubte“ — fuhr ſie fort — „mein Gewiſſen auf dieſe Art beſchwichtigt und that dem Verführer nur ſchwachen Widerſtand.“ — Ringler wollte ſie in ihrem Conterte unterbrechen, wurde aber von dem Hausherrn daran verhindert. Anna ſprach demnach ungeſtört weiter: „In der That habe ich mich aber zu beklagen, daß er die ihm zugeſtandenen Freiheiten noch weiter ausdehnen wollte, und in einem ſolchen Momente war es, wo Sie uns überraſchten. Nun habe ich Alles geſtanden, was ich weiß.“ Triumphirend wendete ſich jetzt der

Gefoppte gegen ſeine Gattin mit den Worten: „Dachte ich's doch, daß ich Recht behalten werde, weil ich wohl weiß, wie ich auf meine Augen mich verlaſſen darf;“ und zu Ringlern gewendet ſprach er wieder: „Leugnen Sie noch jetzt Ihre Schuld?“ — Ich bemerkte ebenfalls, daß mein College nach erwieſener Sache wohl Genugthuung geben müſſe und zwar insbeſondere dem Hausherrn, welchen er in der unverdienten Anſchuldigung ſeiner Frau nicht minder als ihre eigene Ehre gekränkt. Von Zorn und Eiferſucht glühend verſetzte Ringler: „Die gewünſchte Satisfaction ſoll ſogleich erfolgen. Erfahren Sie denn, Herr Hempel, daß Ihre Gattin wirklich ſchuldig iſt, wenn ich auch meine eigene Schande dabei an Tag bringen muß. Sie war es und nicht die Magd, mit der Sie mich in der Kammer erblickt haben. Doch ſpricht dieſer Umſtand noch immer nicht Annen zu Gunſten, im Gegentheile, ſie iſt es, welche, mit meinem Gelde beſtochen, Ihre Gattin meinen Wünſchen preisgegeben hat; daher ihre lebhafte Vertheidigung der Gebieterin, was wieder nur ein Kunſtſtückchen ſeyn ſollte, die Schuldige der Verantwortung zu entziehen. Deſſenungeachtet verdiene nicht ich allein Ihre Vorwürfe. Mein College, der ſo feſt in Ihrem Herzen ſitzt, und noch einige Andere, theilen ſich gleichfalls in den Beſitz Ihrer liebenswürdigen Gattin. Mein feſter Vorſatz, Ihnen ſtets dieſes Verhältniß verborgen zu halten, iſt durch die eingetretenen Umſtände vereitelt worden, und Ihre Frau hat weſentlich dazu beigetragen, daß ich jede Rückſicht gegen ſie

bei Seite ſetze. Doch, Herr Hempel, laſſen Sie ſich zum Troſte verſichern, daß Sie Ihr Los mit ſo vielen Ehemännern theilen."

Der Nadelritter ſtand eine Minute der Sprache beraubt. In ſeiner Aufgeregtheit überſah er glücklicher Weiſe die Beſtürzung ſeiner Frau. Er bedachte erſt jetzt, daß ſie eben ſo jung als hübſch, überdieß Herr Ringler mit ihr in gleichem Alter ſey, welche Vorzüge er hingegen ſeiner eigenen Perſon nicht nachrühmen konnte. Ferner glaubte er ſich erſt jetzt vollkommen zu erinnern, daß jene Perſon, in deren Armen er den Studenten auf Annens Kammer bemerkt haben wollte, alle Aehnlichkeiten in der Haltung und dem Körperwuchſe mit ſeiner Frau beſäße, die ohnehin zu jener Stunde ihr Lager verlaſſen hatte. Auch mußte ja des Studenten Eiferſucht auf mich ſeinen Verdacht zur Genüge rechtfertigen. Wieder ſprach dagegen Annens Anklage ihrer eigenen Perſon, und der heimliche Wunſch, ſeine Gattin dennoch unſchuldig zu wiſſen, redete ihr in ſeinem Herzen nicht minder das Wort. In dieſem Wechſelkampfe der Gedanken konnte es nicht anders kommen, als daß er in demſelben Momente, wo er ſeine Frau heimlich anklagte, ſie eben ſo ſchnell von aller Schuld wieder frei ſprach. Er gab ſich jedoch alle Mühe, ſeine Empfindungen vor den Umſtehenden zu verbergen, und richtete wie vor nur auf Ringlern die Ausbrüche ſeiner Wuth, zugleich verſichernd, daß nur Rückſichten gegen deſſen Vater nicht geſtatteten, ſeinen Beleidiger eine fühlbarere Züchtigung erfahren zu laſſen.

So ſchuldig ſich mein College wußte, hatte er ſeinen Stolz auch jetzt noch nicht ſinken laſſen, und kecken Tones betheuerte er abermals die Wahrheit ſeiner Ausſage, zur Bekräftigung derſelben hinzufügend, daß er noch für dieſe Nacht ein Ständchen ſeiner Hausfrau zu Ehren angeordnet habe, was auch bald, wie er vermuthe, unter ihrem Fenſter ſich vernehmen laſſen werde.

Dieſe Worte waren Oel in die Flamme gegoſſen, und der gemarterte Ehemann brüllte vor Wuth dermaßen auf, daß ich und Anna nebſt dem Gegenſtande ſeines Zornes ſchon entflohen. So mußte der Sturm nur die Verdächtigte allein treffen, welche aber ihre Rolle jetzt gar zu meiſterlich ſpielte, um von ihrem Eiferſüchtigen Uebels zu befürchten. Mit einer überraſchenden Ruhe hörte ſie ſeine Vorwürfe an, bis ſie endlich ihr Schweigen mit folgenden Worten unterbrach: „Nimmermehr hätte ich dir eine ſo kindiſche Leichtgläubigkeit zugemuthet. Pfui! ſchäme dich, Alter. Alſo die muthwillige Verleumdung eines jungen Gelbſchnabels hat mehr Gültigkeit vor dir als alle die Beweiſe einer muſterhaften Aufführung, welche ich ſeit unſerem Zuſammenleben in ſo reichem Maße dir geboten? Wäre es mir ernſtlich darum zu thun geweſen, mich ſeinen Wünſchen gefällig zu zeigen, hätte ich mich wohl gewagt, in unſerem eigenen Hauſe und ſo nahe dir ſelbſt ein ſo verbotenes Spiel zu treiben? Würde aber er mein Ankläger geweſen ſeyn, wenn ich ihm ſein Verlangen gewährte? Im Gegentheile, er möchte in einem ſolchen Falle auf Nichts mehr Bedacht

nehmen, als ſein Glück zu verheimlichen. Seine Anſchuldigungen aber ſind das glänzendſte Zeugniß meiner Unſchuld. Hat mein bisheriger Wandel etwa den geringſten Grund zu ſolchem entehrenden Verdachte dir gegeben? Gehe doch im Gedächtniſſe mein ganzes Leben durch, und du wirſt auch nicht den kleinſten Umſtand auffinden, der gegen mich zeugen könnte. Wie würdeſt du ſonſt nicht früher etwas abgemerkt haben? Haſt du mich je bei einem Stelldichein betroffen? Haſt du je ein Liebesbriefchen unter meinen Sachen vorgefunden? Biſt du denn nicht ſtets um mich geweſen? Oder habe ich jemals Veranlaſſung erhalten, über dich Klage zu führen; ward mir doch nie ein Grund zur Unzufriedenheit gegeben! Wenn ich jetzt etwas lauer gegen dich geworden, ſo trägſt du ſelbſt die Schuld, weil du fortwährend etwas gegen Annen vorzubringen haſt und ſie auf jede Weiſe kränkeſt, obſchon du weißt, daß du ihr meine Gunſt nicht ſchmälern kannſt. Ja, es befielen mich zuweilen einige Zweifel, ob nicht deinem ewigen Losziehen gegen die treue Magd eine unlöbliche Abſicht zu Grunde liege, um deine laſterhafte Neigung zu ihr um ſo ſicherer zu verbergen und unter einem erheuchelten Haſſe ein heimliches Einverſtändniß unbemerkter fortzuſetzen. Dieſer Verdacht, deſſen ich nicht mehr mich zu erwehren vermochte, ſcheuchte den Schlaf von meinem Lager, und weil ich dich an meiner Seite vermißte, glaubte ich meine Vermuthungen begründet und ſchlich mich daher zu Annens Kammerthüre. Ich blickte durch die Fenſterſcheibe und gewahrte

in der That, was meine Skrupel nur vermehren konnte. Ich ſtürzte wuthergrüllt in das Zimmer und das durch mein Eintreten verurſachte Geräuſch weckte die Liebenden aus ihrer Trunkenheit. Anna iſt es, welche eiligſt ſich der Umarmung des Studenten entreißt, ihn ſeiner Verlegenheit und meinen Vorwürfen überlaſſend. Während ich über ſeine lockere Aufführung ihn zur Rede ſetze, iſt ſein College herbeigetreten, welcher, weil er uns beherbergt hatte, beſſer als du, lieber Mann, von dem Vorgange unterrichtet, das Zeugniß für meine Unſchuld ablegte, obgleich ich ihn nicht zu dieſem Liebesdienſte aufgefordert, da du ja ſelbſt es warſt, der ihn herbeigeführt hatte. Schon Annens freiwilliges Bekenntniß ihrer Schuld muß mich von allem Verdachte freiſprechen. Deſſenungeachtet entnehme ich zu meiner nicht geringen Betrübniß, wie du dem Lügengeſchwätze eines Ehrloſen größern Glauben ſchenkeſt, als einer Gattin, die dir ſtets mit ungeheuchelter Liebe entgegen gekommen iſt."

Bei dieſen Worten ſchluchzte ſie aus der Tiefe ihrer Bruſt und wollte ſich entfernen. Herr Hempel aber hielt die Gebende auf, gar reuig ſich geberdend. „Vergib liebes Weibchen" — wimmerte er — „ſoll nicht wieder geſchehen, gewiß nicht, daß ich gegen deine Treue Zweifel aufkommen laſſe." — Seine Ehehälfte ſpielte jedoch immer noch die Unverſöhnliche und ſträubte ſich zu bleiben. Ich, welcher das Gewebe wohl durchſchaute, half ihrem Gatten die Beleidigte wieder beſchwichtigen, und es hielt mir nicht ſchwer, eine Friedenserklärung zwiſchen beiden Theilen

herbeizuführen, die Herr Hempel nicht ſo eifrig wünſchen konnte als ſeine Frau ſelbſt. Wenn ſie ſich jedoch zu dem Verſöhnungsacte länger vorbereiten ließ, als ich Anfangs erwartet hatte, ſo geſchah dieß nur, um dem neu abzuſchließenden Ehefrieden mehr Dauerhaftigkeit zu verſchaffen. — Nach glücklich vollbrachtem Mittlergeſchäfte zog ich mich auf mein Zimmer zurück, und das Ehepaar folgte meinem Beiſpiele, jedoch in einer andern Abſicht, als Meditationen über das Dogma von der Erbſünde nachzuhängen. Herr Hempel bedurfte nach harter Aufregung eines reſtaurirenden Schlummers, und deſſen Ehehälfte ſtellte ihm die Nothwendigkeit eines Schläfchens ſehr beredt vor, weil ſie befürchten mußte, daß die von Ringlern wirklich anbeſtellte Nachtmuſik jeden Augenblick ihren Anfang nehmen und Herrn Hempels Eiferſuchts-Anfall recidiv machen könnte.

Kaum hatte ich mein erſtes Erzähler-Debüt beendet, welches, gleichwie der Beitrag des Kandidaten Eimann, der Denkweiſe unſerer andern Reiſegefährten entgegen war, als der Bau-Inſpektor mit einem ſpöttiſchen Lächeln vermeinte, dieſe nächtlichen Quid pro quo's dürften vielleicht weniger meine Wahrheitsliebe als mein Talent zum Luſtſpieldichter bekunden, und er riethe mir daher, einem Angelo und Conſorten mit ähnlichen Comödien-Planen hülfreich beizuſpringen. „Dieſe Herren" — ſetzte er hinzu, „würden mir unfehlbar größern Dank wiſſen als ehrliche Bürgers-

leute, denen ſie ihre poſſierlichen Erfindungen, deren Gewebe viel zu künſtlich ausgeſponnen, um den Zufall für ihren Verfaſſer halten zu laſſen, als eigene Erlebniſſe aufbinden wollen.

Der ſentimentale Martisſohn trat der Meinung des Herrn Zwingler unbedingt bei und äußerte: dergleichen Hiſtorien ließe man ſich wohl auf den Brettern gefallen, im wirklichen Leben finden aber Vorfälle ähnlicher Art ſo ſelten ſtatt, daß man die Möglichkeit derſelben mit Recht bezweifeln müſſe. „Zwar ſollte ein ſo harter Ausſpruch am wenigſten **meinen** Lippen entfahren" — ſchaltete der Sprecher parenthetiſch ein — „denn was ich aus den Mittheilungen eines glaubwürdigen Kriegsgefährten hier zu Gunſten des ſchwächern Geſchlechts anzuführen vermöchte, lieferte allerdings einen gleich kräftigen Beweis, wie auch der Zufall zuweilen gar künſtliche Gewebe zu ſpinnen vermöge, und ich muß in der That beſorgen, von Ihnen, meine Herren, als ein Leichtgläubiger verſpottet zu werden; doch will ich, da an mir wieder die Reihe des Erzählens iſt, von meinem Rechte gern Gebrauch machen, und es meinen Zuhörern frei ſtellen, von dem was Sie jetzt zu hören bekommen, ſo viel oder ſo wenig zu glauben, als Ihnen beliebt:

Sieben Brautnächte.

Unter den ſächſiſchen Hülfstruppen, welche unſer verſtorbener Monarch Friedrich Auguſt ſich mit dem Heere Napoleons vereinigen ließ, um den Kampf

mit dem ruſſiſchen Rieſen-Koloß einzugehen, war auch ich einer der Neugeworbenen. Im Hauptquartier zu Wilna, als die Armee ſich vorbereitete, den Niemen zu paſſiren, pflegten wir uns die bereits länger werdenden Herbſtabende durch gegenſeitige Mittheilungen von Kriegsabenteuern zu kürzen. Einige aus unſerm Kreiſe, ſchon im Dienſte der Waffen grau geworden, erzählten von der berühmt gewordenen Expedition nach Aegypten, welches Land Buonaparte nur noch als franzöſiſchen Conſul grüßen konnte. Einer dieſer Veteranen aus dem Heere des Kaiſers glaubte unſere Aufmerkſamkeit nicht zuverſichtlicher feſſeln zu können, als wenn er uns den ſonderbaren Einfluß, welchen das Beiwohnen jenes Feldzuges auf die Eheſtands-Erfahrungen eines ſeiner Waffengefährten genommen, mitzutheilen ſich entſchloſſe. Daß wir ihn zur augenblicklichen Erfüllung ſeines Verſprechens ungeſtüm aufforderten, war eben ſo gewiß zu erwarten, als daß er in dieſem Punkte unſern Wünſchen ſich bereitwillig zeigen werde und ſo erfuhren wir Folgendes von ihm.

Beaupre, in der Militär-Akademie zu Paris erzogen, wurde frühzeitig dem Dienſte des Kriegsgottes gewidmet, und hatte kaum die Charge eines Unter-Lieutenants erhalten als die angenehme Figur des jungen Mannes, durch eine mehr als gewöhnliche Geiſtesbildung noch vortheilhafter hervorgehoben, ihm den Zutritt in einer der angeſehenſten Bürgerfamilien der Hauptſtadt zu eröffnen vermochte. Bald hatte er bemerkt, daß Leonore, die Tochter des Hauſes

und einſtige Univerſal-Erbin des bedeutenden väterlichen Vermögens, ihm vorzugsweiſe vor den andern Gäſten ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden pflegte und ſo hatte ſie ſchlau ſelbſt die Gelegenheit herbeizuführen gewußt, welche ihre Zweifel, ob der junge Krieger ihre Empfindungen heimlich erwiedere, bald zerſtreuen ſollte. Beaupré geſtand, daß außer dem Wunſche, eine mit geiſtigen wie körperlichen Vorzügen gleich ſehr verſchwenderiſch ausgeſchmückte junge Dame einſt die Seinige nennen zu dürfen, auch die Hoffnung in ihr eine reiche Erbin zu gewinnen, ein Bedeutendes beigetragen hatte, bei dem ſtolzen Kaufmanne um die Hand ſeiner Tochter zu werben. Monſieur Clairaut, der keine andern Wünſche als die ſeines einziges Kindes in dem väterlichen Herzen aufzunehmen pflegte, hatte der Vereinigung der Liebenden keine Hinderniſſe entgegen geſtellt. Minder freundlich wollte ſich unſerm Beaupré das Geſchick erweiſen, als ihn bereits die Pariſer Welt zu den glücklichſten Einwohnern der Hauptſtadt zählen zu müſſen glaubte. Gleichſam als wäre das Fatum ſelbſt in die Reihe ſeiner Neider getreten, führte es den egyptiſchen Feldzug herbei, der Beaupré aus den Armen ſeiner Geliebten reißen und den Becher der Freuden, aus welchem die Liebenden eben zu ſchlürfen hofften, hämiſch von ihren Lippen ſchleudern ſollte. Beaupré war von den Muſelmännern ſchon in einem der erſten Scharmützel nach hartnäckigem Widerſtande der Mehrzahl einer feindlichen Schaar unterliegend, als Kriegsgefangener abgeführt worden. Unter ſeinen Schickſalsgenoſſen

hatte er auch seinen Jugendfreund Du Toucy erkannt, welcher Letztere, als man sich von dem weit überlegenern Feinde umzingelt gewahrte, klüglich sogleich die Waffen gestreckt und daher den vielen Verstümmlungen entgangen, die Beaupré's Widerstand dem Letztern zugefügt, denn selbst über das Gesicht hatte ein feindlicher Säbel ihm zwei blutige Furchen gezogen.

Du Toucy war in die Gewalt eines Mannes gekommen, welcher seine Sklavendienste ihn minder strenge fühlen ließ, und bei nur geringer Wachsamkeit zeigte sich bald ein günstiger Augenblick, der zur Flucht behülflich zu seyn versprach. Entschlossenheit beförderte die Ausführung seines Vorhabens und so hatte er, vom Dunkel der Nacht geschützt, glücklich das französische Lager erreicht.

In Frankreich angelangt schlug er den Weg nach der Hauptstadt ein, ließ sich bei Herrn Clairant einführen, um ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß dessen Schwiegersohn im Kampfe gegen die Muselmänner — gefallen sey. Zu dieser Lüge hatte ihn der Wunsch nach dem Besitze Leonorens verleitet, die er bisher zwar nicht selbst gesehen, aber doch aus den Schilderungen, die sein unglücklicher Freund ihm von ihr so oft entworfen, kannte. Der Schändliche hatte zur Bekräftigung seiner Aussage einen Ring vorgezeigt, welchen er nach dem Ausgange jenes für Beaupré verhängnißvollen Kampfes seinem unglücklichen Freunde, als er unter den Streichen der Feinde bewußtlos hingesunken, vom Finger gezogen hatte. Du Toucy fabelte

dem von dieſer Trauerbotſchaft ſehr ergriffenen Alten ferner vor, daß der ſterbende Freund jenen Ring ihm mit dem Auftrage überreicht habe, daß er, ſollte ihm, ſein Vaterland einſt wieder zu betreten, vom ausgeſöhnten Geſchicke vergönnt werden, dieſes Pfand ſeines ſchnell verflogenen Glückes der ihm über Alles Theuren ſelbſt einhändigen möge.

Die unglückliche Verlobte zweifelte, als ſie den Ring anſichtig wurde, nicht länger an der Wahrheit von Du Toucys Ausſage und zog Trauerkleider an, welche ihre Reize nur noch bedeutender hervorzuheben geeignet waren. Du Toucy unterließ nicht, von der im leeren Höflichkeitsſtyle an ihn ergangenen Aufforderung des Alten, ſein Haus öfters zu betreten, den gewünſchten Gebrauch zu machen; und weil ſeine Glücksverhältniſſe nicht die ungünſtigſten waren, zeigte Clairaut nach verſtrichener Trauerzeit keinen Widerſtand, dem nun als Freier auftretenden jungen Manne die Hand der vermeinten Wittwe zuzuſagen. Als das Trauerjahr ſich ſeinem Ende näherte, wurden die Vorbereitungen zur zweiten Hochzeitfeier Leonorens getroffen, welche gegen ihren eigenen Willen nur den Wünſchen des für ihre Zukunft bekümmerten Vaters Gehör gebend, dieſe neue Verbindung eingieng.

Allein als hätte das Schickſal Leonoren zu einem ewigen Brautſtande beſtimmen wollen, fügte es eine neue Grille des Zufalls, daß Du Toucy, am Vermählungstage auf der Treppe ausgleitend, ſich ein Bein brach, ein Ereigniß, welches die Ver-

wandten der Braut als eine ungünſtige Vorbedeutung für dieſes neue Ehebündniß betrachteten. Es wurde daher beſchloſſen, die Vermählungsfeier einige Monate hinauszuſchieben, bis der neue Verlobte ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt finden würde.

Während dieſer Friſt hatte ſich im Hauſe des Herrn Clairaut wieder ein Kriegsgefährte des faſt vergeſſenen Beaupré melden laſſen, welcher mit einem von des Unglücklichen eigener Hand ausgefertigten Schreiben, das den Bericht ſeiner ewigen Gefangenſchaft enthielt, vor Leonoren hintrat. Dieſe, die Schriftzüge des Geliebten erkennend, zweifelte nicht länger an der wahrhaften Ausſage des Fremden, welcher, neidiſch über Du Toucy's zu hoffenden Beſitz jener Dame, ſie mit dem Lügengewebe deſſelben bekannt machte, und, um ſich den Platz des Beneideten zu gewinnen, mit dem betrübenden Nachſatze ſchloß, daß noch vor ſeiner Abreiſe aus Egypten er ein Zeuge von Beaupre's Hinſcheiden geweſen, deſſen Kräfte das Sklavenjoch allmählich verzehrt habe; Du Toucy ſey jedoch des Beſitzes einer ſo holden Dame unwürdig, weil er, um ſie zu gewinnen, ihrem Verlobten in ſeinem hülfloſeſten Zuſtande jenen Ring entwenden konnte, durch deſſen Vorzeigung ſeine Lügenberichte die Farbe der Wahrheit erhalten ſollten. Martigny, deſſen Glücksgüter denen ſeiner Nebenbuhler ziemlich gleich kamen, und welcher durch ein günſtigeres Aeußere ſich einer Ueberlegenheit über Du Toucy bewußt war, deſſen nun entlarvte Schändlichkeit nicht minder gegen ſeinen

Vortheil den Kampf begann, hatte es daher ziemlich leicht gefunden, ſich an die Stelle des Beneideten zu ſchieben. Weder Clairaut noch ſeine Tochter nahmen den neuen Bewerber ungünſtig auf. Warum hätte Martigny nicht der Beglaubtere ſeyn ſollen, da Beaupré's Schreiben mit einem Datum ausgeſtattet war, wo der Verſicherung Du Toucy's zufolge Beaupré ſchon längſt verſchieden ſeyn mußte? jedoch laut Martigny's Vorgeben war der Unglückliche erſt kurz vor deſſen Abreiſe eine Beute des Todes geworden. Abſcheu mußte daher Leonorens Herz gegen einen Mann erfüllen, der Freundſchaft gegen ihren Geliebten heuchelnd, ihm dennoch die empfindlichſte Unbilde zuzufügen fähig geweſen war. Dieſer Umſtand begünſtigte die Abſichten Martigny's am kräftigſten, und ſchon wurde der Tag beſtimmt, an welchem Leonore zum dritten Male als Braut vor den Altar treten ſollte. Du Toucy jedoch war von ſeinem Nebenbuhler, der ihm den Zorn des von ihm betrogenen Clairaut und ſeiner Tochter vorſpiegelte, eingeſchüchtert und vermocht worden, daß er eiligſt in ſeine Heimath abreiste; und weil dieſer die Ahndung des Getäuſchten auch in der Entfernung ſcheute, ließ er dieſem Gerüchte zukommen, als ſey er unter Weges durch einen Sturz vom Pferde geſtorben.

Die Vermählungsfeier war dießmal ungeſtört vorübergegangen. Schon hatte die neunte Stunde des Abends ſich vom benachbarten Glockenthurme angekündigt und die fröhlichen Hochzeitgäſte an den endlichen Aufbruch gemahnt; ſchon ſchickte ſich die

züchtige Braut an, das süße Loos einer Neuvermählten kennen zu lernen, als das Rollen eines Wagens aus dem Hofraume heraufſchallte. Begierig, den unerwarteten ſpäten Gaſt in Augenſchein zu nehmen, war der Brautvater zu dem Empfange des Unbekannten ſelbſt die Treppen hinabgeeilt, aber Schrecken und Erſtaunen malten ſich untermiſcht auf dem Antlitze des Greiſes, als er in dem Fremden — Du Toucy erkannte. Die erſten Worte des Todtgeglaubten waren eine ſeinem Nebenbuhler geltende Herausforderung, welchen er einen Betrüger ſchimpfte, weil er ſeine Leichtgläubigkeit gemißbraucht, um ſich an ſeine Stelle zu ſchieben und Leonorens Beſitz ihm wegzuſtehlen. Martigny ließ ſich von den Umſtehenden nicht abhalten, ſeinem Gegner mit der Waffe in der Hand in das Boulogner Wäldchen zu folgen, an welchem Orte die Kämpfer, vom Dunkel der Nacht unwillkommenen Zeugen entrückt, ihre Zukunft durch das Recht des Stärkern entſcheiden laſſen wollten. Bevor ſie gegen einander anzubringen Miene machten, ließ ſich Du Toucy nochmals, aber begütigend vernehmen: „Ein Leichtes wäre es mir bei meiner Fechtergewandtheit dir den Tod zu geben, doch fern von mir iſt dieſer Gedanke. Der Wunſch, dich ohne Zeugen zu ſprechen, brachte mich auf die Idee, unter dem Vorwande eines Zweikampfes dich an dieſen ſtillen Ort zu locken, weil, was ich dir mitzutheilen habe, nicht die Anweſenheit eines Dritten verträgt. Wiſſe demnach, daß Beaupré geſtern in Paris eingetroffen iſt. Viele ſeiner Bekannten haben ihn bereits

gesprochen, und mit Wundern müßte es zugehen, wenn er von deinem Ehebündnisse Nichts erfahren sollte. Das Klügste, was unter den gegenwärtigen Umständen für dich zu thun ist, wäre, wenn du mein wohlgemeintes Anerbieten benützest und noch in dieser Stunde mit mir die Residenz verläßst. Schon harret meine Kutsche unseres Einsteigens. Zwar bist du Herr deines Willens, du darfst meinen Rath eben so gut verwerfen als benützen, doch in dem erstern Falle wird für dich ein Zusammentreffen mit Beaupré unvermeidlich, der überdieß das Recht auf seiner Seite hat."

Du Toucy hatte diese Fabel erfunden gehabt, um seinen Rivalen desto schneller aus dem Felde zu räumen, denn er hielt sich überzeugt, daß der stolze Martigny, würde er von dem Ableben Beaupré's gewisse Kunde haben, ihn, Du Toucy, wegen der beabsichtigten Täuschung gewiß zum Duelle fordern werde, in welchem Falle das Glück der Waffen sich vielleicht auf Du Toucy's Seite neigen würde. Sollte jedoch gegen seine Vermuthung der Gegner Feigheit verrathen, so sey ja um so gewisser zu erwarten, daß der Beneidete ihm, von Angst getrieben, das Terrain räumen müßte. — Martigny, welcher Beaupré im vollsten Gesundheitszustande verlassen hatte, fand daher in dem Mährchen von dessen Wiederkunft keinen Grund der Unwahrscheinlichkeit. Was war daher erklärlicher, als daß er den Vorschlag seines Rivalen mit heißem Danke annahm? Als Du Toucy die Willenserklärung Martignys vernommen hatte, sagten ihm seine Empfindungen, daß

das Bewußtſeyn, einem Nebenbuhler ſeine Beute entriſſen zu haben, obſchon man auch ſich ſelbſt nicht zu ihrem Beſitze verhelfen kann, dennoch eines der angenehmſten Gefühle genannt werden darf.

Martigny und Du Toucy waren nun Beide aus der Stadt verſchwunden, ohne daß ihre Bekannten ſich die Urſache ihres Ausbleibens zu erklären vermochten. Clairaut und ſeine Tochter, deren Befremden über Martigny's Verſchwinden den höchſten Gipfel erreichen mußte, empfingen bald ein Schreiben aus ſeinem neuen Aufenthaltsorte, welches die Motive ſeines räthſelhaften Betragens rechtfertigen ſollte. Der Briefſteller entſchuldigte ſein ſcheinbar kränkendes Verfahren gegen ihm ſo werthe Perſonen damit, daß er die Veranlaſſung dazu in der unerwarteten Wiederkehr ſeines todtgeglaubten Freundes aufſuchte. Leonore, deren Brautgeſchichten die Aufmerkſamkeit des Publikums endlich rege gemacht hatten, hielt es für rathſam, ſich auf einige Zeit aus der Hauptſtadt wegzuſtehlen und auf dem Landgute ihrer Tante in der Provinz ſo lange zu verweilen, bis andere Ereigniſſe die Erinnerung an ihr eigenes Schickſal in dem Gedächtniſſe der Meiſten wieder verwiſcht haben dürften. Ihr Vater begleitete ſie dahin, wo Beide, unter dem fingirten Namen Du Figeac in wohlthuender Verborgenheit ihre Zukunft zuzubringen beabſichtigten.

Martigny's Leichtgläubigkeit konnte darin eine Entſchuldigung finden, daß die Beweiſe, welche Du Toucy für das Leben ihres beiderſeitigen Rivalen ihm vorzulegen ſo erfinderiſch geweſen, einen ziemlichen

Schein von Aechtheit hatten. Martigny, der sodann von dem Zorne Beauprè's Alles fürchten mußte, konnte sich daher entschließen, dem ihm bedrohenden Unwetter durch eine augenblickliche Flucht in eine der wenig besuchten Gegenden der Bretagne zu entrinnen, wo er unbemerkt zu bleiben zuversichtlicher erwarten konnte.

Mehrere Jahre waren seitdem in den Strom der Zeit dahin geflossen, ohne daß von den drei Männern nur die geringste Kunde bis zu den Ohren Clairants und seiner Tochter gedrungen wäre. Jetzt begann der Alte häufigere Nachfragen, Beauprè betreffend, anzustellen, konnte aber nur Dieß mit Gewißheit erfahren, daß der junge Mann Frankreichs Boden noch nicht wieder betreten habe. Wie er nun bedachte, daß sein Kind in das dritte Decenium ihres Lebens stark vorschreite, glaubte er den Wünschen der zahlreich von Leonorens Reizen angezogenen Freier nun wohl Gehör geben zu dürfen. Einem jungen Cavalier war es gelungen, von Clairaut sowohl als seiner Tochter allen Mitbewerbern vorgezogen zu werden. Der Hochzeittag ward angesetzt, mit ungewöhnlichem Aufwande gefeiert, und schon hatten sich die Frauen angeschickt, die Neuvermählte nach dem Brautgemache zu geleiten, als von den Domestiken die Ankunft eines Fremden gemeldet ward. Die Flügelthüren rauschten auf und die Gäste gewahrten einen Mann mit drei Schrammen im Gesichte, ein Pflaster das eine Auge bedeckend, auf einem hölzernen Beine sich in den Saal schieben. Sein Alter schien

mit dem des lange vermißten Beaupré ziemlich übereinzustimmen. Er verlangte den Wirth des Hauses ohne Zeugen zu sprechen. Mit unverläugbarer Bestürzung im Gesichte näherte sich Clairaut dem Stelzfuße. „Lassen Sie auch ihre Tochter herbeikommen," verlangte dieser. Clairaut schickte nach Leonoren und ihrem Bräutigam, doch fand nur der Letztere allein sich ein. Er entschuldigte das Nichtkommen seiner Braut damit, daß sie sich schon zu Bette begeben hätte. — „Zu Bette?" — fragte mit dumpfer Stimme der Fremde — „Mein Herr!" setzte er mit plötzlich aufsteigender Hitze hinzu — „wenn sie ihre Pflicht vor Augen hat, so darf sie für Niemanden zu Bette seyn als für mich." — Und zu Clairaut gewandt ließ er sich vernehmen: „Erkennen Sie in mir Beaupré, Ihren rechtmäßigen Schwiegersohn, der jetzt wieder in Frankreich angekommen ist, um seine Ansprüche auf ihre Tochter geltend zu machen. Wunden, welche mir die Waffen feindlicher Krieger geschlagen, haben mein Gesicht entstellt und unkenntbar gemacht, aber ich bin im Stande die erforderlichen Beweise vorzubringen, um jeden Zweifel an die Echtheit meiner Person zu verscheuchen." Wieder zu dem Bräutigam gewendet ermahnte er diesen, dem Schicklichkeitsgefühle zu gehorchen und die usurpirten Rechte an ihn, den rechtmäßigen Gatten, abzutreten. Als er jetzt in den Mienen des Schwiegervaters einen Anflug von Unmuth zu lesen glaubte, brachte er diesen mit den Worten zum Schweigen: „Herr Clairaut-Figeac! an Ihnen ist es, diesen Herrn zu

unterrichten, wenn er seine Pflicht nicht zu wissen scheint."

Diese Sprache wirkte wie ein Donnerschlag auf den vierten Bräutigam Leonorens. Sogleich entfernte er sich aus dem Hause, ohne zuvor die Braut von seinem Scheiden in Kenntniß setzen zu lassen. Leonore war am meisten durch die Wiederkunft ihres ersten Verlobten überrascht worden, welcher auf die von Clairaut ihm vorgelegten Fragen mit einer Ruhe und Sicherheit antwortete, die an der Wahrheit seiner Worte nicht länger zweifeln liessen. Der Alte hätte gar nicht Bedenken getragen, seinen Eidam auf das Zimmer Leonorens zu führen, wenn nicht die Besorgniß in ihm aufgestiegen wäre, daß die nun abschreckende Gestalt Beaupré's, wofern dieser sich unvorbereitet ihr vorstellen würde, einen nachtheiligen Eindruck auf die Dame hervorbringen könnte.

Daher hatte der Stelzfuß an demselben Abende nur das Haus verlassen, um jedoch am folgenden Morgen sich wieder anmelden zu lassen, wo er Leonoren auf seine Ankunft besser vorbereitet zu finden hoffte. Diese erklärte den Frauen, welche über ihr durch so wunderbare Fügung fortgesetztes Mißgeschick im Brautstande sich in condolirenden Tiraden erschöpften, sie bedürfe keines tröstenden Zuspruches; und verlangte aus eigenem Antriebe, daß man ihren rechtmäßigen Gatten ihr alsogleich vorstellen möchte.

Saintfleur — so nannte sich der vierte Bräutigam Leonorens, glaubte sich für die durch Beaupré's Dazwischenkunft ihm entzogenen Ehemannsrechte nicht

früh genug Erſatz verſchaffen zu können, und reichte ſchon wenige Wochen nach jenem Vorfalle einem reichen Landfräulein ſeine Hand, in deren Geſellſchaft er auf ihre Güter reiste, wo die Hochzeitfeier in aller Stille vor ſich gehen ſollte. Kaum hatte jedoch Saintfleur ſeinen beiden Rivalen Du Tour und Martigny das Feld geräumt, ſo war Beaupré gleichfalls verſchwunden. Der Schelm durfte an jenem Abende, welcher Saintfleurs Hoffnungen verſchlang, nicht andere Worte wählen, als die einem Du Tour und ſeinem Verbündeten zweckmäßig dünkten, weil Beaupré — nicht Beaupré ſondern eine von den zwei Rivalen zur Ausführung ihres Planes gemiethete Kreatur geweſen, welche für eine Summe Geldes zu dieſer Mummerei ſich bereit gezeigt hatte. — Dieſer letzte Vorfall ſoll, obgleich nur Wenige davon unterrichtet ſchienen, dennoch mehr als die frühern Störungen auf Vater und Tochter eingewirkt haben. Man hielt ſich jetzt von Beaupré's Tode noch gewiſſer überzeugt, aber man bedachte auch dieß, wie Saintfleur ſeinen neuen Ehecontract nur in dem Wahne unterzeichnet, daß der erſte Gatte wirklich damals zurückgekehrt ſey, und deſſen frühern Anſprüchen Saintfleur als ein ſpäterer Bewerber hätte weichen müſſen.

So hatten die Sachen ein volles Jahr geſtanden. Clairaut begann abermals für Leonoren Heirathsplane zu entwerfen; nur wurde dießmal ernſtlich beſchloſſen, wenn die bisherigen Störungen wieder eintreten ſollten, daß nur die allertriftigſten Beweiſe für Beaupré's Identität das jetzt einzugehende Ehe-

bündniß kraftlos machen könnten. Leonore fügte ſich des Vaters Wunſche dießmal williger, denn der jetzige Bewerber war ein Mann mit Titel und Würden, von welchem als von einer Standesperſon zu erwarten war, daß er ſich nicht ſo leicht wie ſeine Vorgänger einſchüchtern laſſen werde, denn der Mann von Einfluß behält vor dem Geſetze immer Recht. Dieſer Schluß war kein falſcher; aber der Unſtern, welcher Leonorens Ehegiück neidiſch bisher zurück gehalten, hatte ſein boshaftes Spiel noch immer nicht aufgegeben. Clairaut hatte nämlich den Plan gefaßt, das Vermählungsfeſt auf dem Landgute des Bräutigams zu begehen, weil er mittelſt der Ortsveränderung jenen Zauber zu zerſtören gehofft, welcher ſo unermüdlich jene Wünſche zu vereiteln ſtrebte. Der Schauplatz der Feierlichkeit war durch eine Strecke von 180 Meilen von Paris getrennt, wie ſollte denn noch eine Störung durch neckiſche Seelen zu beſorgen ſeyn?

Wieder war der Vermählungstag ohne ein Hinderniß gefeiert worden, und kaum hatte Clairaut das hochzeitliche Paar an der Schwelle des Brautgemaches verlaſſen, als der Ruf: Feuer! Feuer! zu ſeinen Ohren drang. Sonderbar genug hatte die Flamme jenen Flügel des Gebäudes zuerſt ergriffen, welcher die beiden Glücklichen aufgenommen. Dieſe gewannen nur noch ſo wenige Augenblicke zu ihrer Rettung, daß ſie im Hemde ſich zu ſalviren bedacht ſeyn mußten. Mitten in der Verwirrung, welche eine in ſpäter Nacht ausgebrochene Feuersbrunſt unter den

erſchreckten Landleuten entſtehen laſſen mußte, war der Bräutigam Aller Augen entſchwunden. Niemand hatte über ihn Auskunft zu geben vermocht. Endlich traten zwei Bauern auf, welche behaupteten um jene verhängnißvolle Stunde zwei Poſtchaiſen bemerkt zu haben, die ihre Richtung nach dem herrſchaftlichen Gebäude genommen, plötzlich aber wieder entſchwunden geweſen. Man wußte nicht, was von dieſer Ausſage zu ſchließen ſey, und begnügte ſich damit, nach dem vermißten Bräutigam die ſorgfältigſten Nachforſchungen anzuſtellen. Was Beſorgniſſe für deſſen Perſon einflößen mußte, war die von einem Landmanne überbrachte Botſchaft, daß auf einem abgelegenen Feldwege, der in das benachbarte Gehölz führt, ein Pantoffel und eine Nachtmütze aufgefunden worden ſeyen. Am Eingange des Wäldchens wollte man auch ein blutbeflecktes Hemd zwiſchen dem Geſträuche bemerkt haben. Konnte man hieraus eine andere Vermuthung ſchöpfen, als einen an dem Bräutigam verübten Mord, womit auch das Verſchwinden ſeiner Perſon ſich erklären ließe?

Während Clairaut die Nachforſchungen nach ſeinem Eidam verdoppelte, war ihm ein Schreiben zugekommen, welches zwar an Leonoren gerichtet, doch nur in die Hände ihres Vaters gelangen ſollte. Es lautete:

„Eine Freundeshand hat mich noch in dem rechten Augenblicke dem Unglücke entriſſen, welches in einer Verbindung mit Ihnen mir gedroht hatte. Madame! Ich habe mir Beweiſe verſchafft, daß ſie von dem

Leben Ihres erſten Gatten vollkommen überzeugt, nur aus folgenden Gründen jenes Poſſenſpiel, das einem Vermählungsfeſte ähnlich ſieht, ſo oft ſchon wiederholen; eines Theils verleitet Sie Ihre Neigung zu unſerem Geſchlechte und der Reiz der Abwechslung dazu, andern Theils billigt der Geiz Ihres Vaters, welcher von dem Eingebrachten Ihrer Freier Etwas ſtets zurückzuhalten weiß, dieſes ſchändliche Treiben. Dem Himmel Dank für meine wieder gewonnene Freiheit! Und ich habe wen'g Luſt, ſie wieder einzubüßen. Man hat mich verſichert, daß Ihre Gunſtbezeugungen einen hohen Preis koſten. Ich wünſche Ihnen Glück zu einer ſechsten Hochzeitfeier, wofern ſich noch ein Gimpel in Ihrem Netze fangen laſſen will.

Ihr Ergebener

* * *

Clairaut nahm dieſen Gallenerguß für die Compoſition eines zerrütteten Gehirns, wofern nicht dem Schreiber des Briefes der Zwang jene Zeilen dictirt haben könnte; denn daß neidiſche Menſchen auch dießmal ihre Hand im Spiele haben ſollten, ſchien dem betrübten Alten große Wahrſcheinlichkeit zu haben. Seine Vorſichtsmaßregeln hatten das letzte Abenteuer Leonorens noch zu einer kleinern Zahl Menſchen dringen laſſen, und ſo war Clairaut kaum in der Hauptſtadt mit ſeinem Kinde angelangt, als er abermals Heirathsplane für die Tochter entwarf. Weil auch der verſchwundene Bräutigam auf

die in den Zeitungen an ihn ergangenen Aufforderungen, von ſeinem Aufenthaltsorte Nachricht zu geben, nur mit fortgeſetztem Stillſchweigen antwortete, wähnte Clairaut jede Schwierigkeit, die einem neuen Ehebündniſſe droben könnte, gänzlich beſeitigt.

So ſah ſich Leonore nun zum fünften Male Wittwe, und zwar im ſtrengen Sinne des Wortes. Deſto eifriger zeigte ſich jetzt ihr Vater, einen ſechsten Freier zu erſpähen. Um jedoch den frühern Unfällen jede Wiederholung unmöglich zu machen, beſchloß er, dießmal ſeine Augen nur auf einen Rechtsgelehrten zu richten; denn Leute dieſer Gattung, ſchloß er, ſind viel zu ſchlau, um den Pfiffen Anderer zu erliegen, und beſitzen Mittel genug, um Gewalt mit Gewalt zu erwiedern. Der Zufall begünſtigte nur zu bald die Pläne des Alten. Ein junger Advocat hatte ſich in den Reizen Leonorens gefangen, welche zu jener Zeit in der vollen Blüthe ihrer Schönheit ſtand; denn zu der jugendlichen Friſche ihrer Haut geſellte ſich jetzt noch eine bemerkbar werdende Rundung ihrer ſchönen Formen, wodurch die Ueppigkeit ihres Baues erhöht ward. Der junge Advocat hatte ſchon nach dem erſten Beſuche bei Clairaut um die Hand ſeiner Tochter in der üblichen Form angehalten; jedoch war die Einwilligung in ſeine Wünſche noch nicht mit Beſtimmtheit gegeben worden, denn Leonore konnte, durch ſo vielfache Unfälle eingeſchüchtert, ſich nicht wieder zu einem neuen Ehebündniſſe entſchließen. Der Gedanke widerte ſie an, das häßliche Spiel, welches der neckiſche Zufall bisher mit ihrer Perſon

getrieben, durch abermaliges Anknüpfen eines Ehebandes zu unterſtützen. Endlich ſiegte die Beredtſamkeit des Vaters über den Vorſatz ſeiner Tochter, und die Vermählung mit dem jungen Rechtsgelehrten ſollte, ſo ward es einſtimmig beſchloſſen, in Paris vor ſich gehen; jedoch hatte man die Vorſicht gebraucht, dießmal noch geräuſchloſer als jemals das Hochzeitfeſt zu feiern. Nur wenige Verwandte beider Familien hatte man gebeten, und die Laune der Gäſte war durch kein unwillkommenes Ereigniß geſtört worden. Schon funkelten die Sterne und riefen die ermüdeten Gäſte zur Ruhe; das Brautpaar zeigte ſich eben im Begriffe, den läſtigen Zeugen ihres Glückes ſich wegzuſtehlen und das jus primae noctis in Anſpruch zu nehmen, als ſich dem fröhlich' geſtimmten Brautvater ein Fremder melden ließ — nicht doch! kein Fremder war's, der Name klang ja ſehr bekannt und erinnerte an den Ausſteller jenes, Clairaut überſchickten, in den kränkendſten Ausdrücken abgefaßten Briefes. — Der gute Alte erbleichte vor gerechtem Zorne. „Er ſcheere ſich zum Henker!" polterte Clairaut — „hier ſteht mein rechtmäßiger Schwiegerſohn!" ſetzte er mit Nachdruck hinzu, indem ſein Arm nach dem Urheber des heutigen Feſtes hinzeigte. Jedoch der ungebetene Gaſt war nicht allein gekommen und bahnte ſich gewaltſam den Weg zu dem Herrn des Hauſes. Gleich bei ſeinem Eintreten erklärte er, daß verlarvte Buben die durch den Ausbruch jener Feuersbrunſt entſtandene Verwirrung der Hochzeitgäſte und des Landvolks

trefflich benutzt, um ihn in einer zu ihrem Vorhaben bereit ſtehenden Caroſſe mit ſich fortzuſchaffen, und er ſodann von den Schelmen auch gezwungen worden ſey, jenen beleidigenden Brief an Leonoren niederzuſchreiben, deſſen Inhalt ihm Jene in die Feder dictirt hätten. Er eile daher, den erſten Moment ſeiner durch ein glückliches Ungefähr wieder gewonnenen Freiheit wohl zu benützen, um ſeine in voller Kraft beſtehenden Rechte auf den Beſitz der ihm angetrauten Gattin wieder geltend zu machen. Er hatte zu dieſem Zwecke eine Gerichtsperſon mitgebracht, um etwaigem Widerſtande ſeines Nebenbuhlers vorzubeugen und ſeinen Schwiegervater im ſchlimmſten Falle zur Erfüllung ſeiner Pflicht auch zwingen zu dürfen.

Jetzt ließ der junge Rechtsgelehrte ſich proteſtirend vernehmen und ſuchte zu beweiſen, daß ſein Gegner im Wege Rechtens keine Anſprüche auf Leonorens Beſitz vorzubringen noch im Stande ſey. „Allerdings“ — ſetzte der Advocat hinzu — „befiehlt das Geſetz unter den eingetretenen Umſtänden, daß ich die Braut von dieſem Augenblicke wieder frei und unabhängig erklären muß, bis der Prozeß zu meinen Gunſten entſchieden ſeyn wird; doch fordere ich von dem Gerichtstribunale, an welches Sie, mein Herr, in dieſer Sache appelliren, daß bis zu dem Tage der Entſcheidung unſeres Rechtshandels Leonore wieder unter der ſchirmenden Obhut ihres Vaters bleibe.“

An dieſer entſchloſſenen Sprache hatte die anweſende Amtsperſon den Geſetzeskundigen erkannt, welchen kein gewaltſames Einſchreiten zu ſchrecken

vermochte. Dem Bräutigam ward daher blos Namen und Character abgefragt, und hierauf entfernte ſich der Beamte mit ſeinem Begleiter zum nicht geringen Verdruſſe des Letztern. Nun zog ſich auch der Advocat ganz friedlich zurück, um bis auf den Ausgang des Prozeſſes ſeine Anſprüche auf die Braut zu ſuſpendiren.

Leonore fand ſich jetzt als die Frau zweier Männer, und aus dieſem Grunde ohne einen Gatten. Ihr Vater glaubte, ſeitdem er ſich ſo augenſcheinlich von dem höchſt befriedigenden Benehmen ſeines Schwiegerſohns in einer ſo ſehr verwickelten Rechtsſache überzeugt hatte, die neueſte Eidamswahl um ſo mehr loben zu müſſen. — „Du wirſt alſo doch zu einem Gatten gelangen“ — tröſtete der Alte ſeine Tochter. — „Aber geſtehen Sie auch, beſter Vater“ — fiel Leonore widerlegend ein — „daß, wäre ich von Ihnen nicht ſo ſehr zu einer neuen Wahl übereilt worden, dieſe heutige Wiederholung meiner bräutlichen Unfälle gewiß nicht mehr ſtattgefunden haben könnte.“

Die beiden Nebenbuhler kämpften ſeit jenem Tage mit allen Waffen juriſtiſcher Chicanen in ungeſchwächter Erbitterung gegen einander fort; und ihre Fehde wäre der Oeffentlichkeit ſchwerlich entrückt worden, hätte nicht der Zufall ſich beſchwichtigend zwiſchen die ſtreitenden Parteien geſtellt, und zwar gelang dieß auf folgende Art. Saintfleur, Leonorens vierter Gemahl, derſelbe, welcher, um ſich wegen des ihm von Du Toucy geſpielten Streiches zu entſchädigen, einen andern Ehecontract unterzeichnet gehabt, war ſeitdem Wittwer geworden und glaubte

jetzt mit seinen alten Ansprüchen auf Leonorens Hand wieder hervortreten zu können. Er zeigte zu seiner Beglaubigung den Todesschein jenes Mannes vor, welcher die Rolle seines Vorgängers gespielt, und bemerkte, daß, sobald das Ableben des ersten Gatten erwiesen, nur er selbst als rechtmäßiger Gemahl vor dem Rechte zu betrachten wäre. Ein neuer Rechtshandel entspann sich, und der junge Advocat, welchen sein Schwiegervater in dieser Angelegenheit consultirte, mußte mit Bedauern erklären, daß Saintfleur seinen Prozeß zu gewinnen die meisten Aussichten habe; was er um so lieber gestand, weil sodann auch sein anderer Nebenbuhler den Kürzern ziehen mußte. Clairaut hatte diesen Bescheid mit tiefer Betrübniß vernommen und ließ daher Saintfleur die Aeußerung zukommen, daß, wofern er sich im Stande fühle, die andern Prätendenten zum Schweigen zu bringen, er ihm die Hand seines Kindes nicht länger verweigern würde.

Saintfleur, welchen diese Erklärung seines Schwiegervaters auf den Gipfel der Freude hob, eilte, seinen beiden Rivalen die gerichtlichen Gründe seiner Ueberlegenheit darzuthun, und fand an ihnen sehr nachgiebige Gemüther; denn die Letztern waren in ihrer gegenseitigen Erbitterung zu weit vorgeschritten, um den Gegenstand ihrer Wünsche nicht lieber jedem Andern als der Gegenpartei von den Gerichten zugesprochen zu wissen.

Schon glaubte sich Saintfleur seines Glückes gewiß, denn alle Schwierigkeiten waren ja, wie er

wähnte, ſiegreich weggeräumt, als der boshafte Zufall eines Tages auch den verſchollenen Martigny auf den Kriegsſchauplatz rief, welcher zu ſeinen Gunſten vorbrachte, daß Mademoiſelle Clairaut, oder, wie ſich dieſelbe genannt wiſſen will, Madame Beaupré eigentlich ſeine Gattin ſey, weil er die Beweiſe darzulegen im Stande, daß ein falſcher Beaupré Herrn Saintfleur ſeine vorgebliche Gemahlin entzogen habe; folglich, indem das Ableben Beaupré's genügend zu erweiſen, ſo dürfe nur er, Martigny, als Leonorens rechtmäßiger Ehegemahl betrachtet werden. Alle Anweſenden konnten nicht anders als ſich geſtehen, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Sachen Martigny das Recht auf ſeiner Seite habe. Dieſen Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, erklärte Leonore, nur Martigny künftig den Platz eines Gatten einzuräumen. — Wie ſehr dieſer jetzt von ſeinen Rivalen angeneidet wurde, ſollte er ſeines Sieges ſich dennoch nicht erfreuen; denn bisher, wo er im Einverſtändniſſe mit Du Toucy gehandelt, hatten ihm ſeine Pläne wohl gelingen können; er und ſein wackerer Gefährte waren es geweſen, welche einen falſchen Beaupré auf die Beine gebracht hatten, um Saintfleurs gehoffte Glückſeligkeit ſo unerwartet verſchwinden zu laſſen. Martigny, in Verbindung mit Du Toucy, hatten den Nachfolger Saintfleurs, nachdem ſie ſein Landhaus in Brand geſteckt, ihn gewaltſam entführt und ihn nicht eher losgegeben, bis ſein Wiedererſcheinen dem jungen Advocaten ungelegen kommen mußte. Zwar verſuchte Martigny den Gehülfen ſeiner Machinationen

durch anhaltendes Bitten zu vermögen, daß er ihm seine Wünsche jetzt nicht gleichfalls durchkreuze, wie sie Beide mit den andern Eheprätendenten verfahren; Du Toucy wollte jedoch, um ihm den Besitz Leonorens ungestört zu überlassen, sich nur unter einer Bedingung dazu verstehen. Diese war aber nicht annehmbar gewesen. Und so kam es, daß Du Toucy plötzlich mit seinen frühern Rechten wieder auftrat und Martigny vom Platze zu spielen vermochte. Wie sehr auch Leonore, der beklagenswerthe Gegenstand dieser Streitigkeiten, jetzt darauf bestand, ihre Zukunft in einem Kloster zu verleben, weil ja die Fügungen des Geschickes sie durch fortgesetzte Hindernisse vor dem Eintritte ins eheliche Leben zu warnen bedacht, — dennoch widersetzte sich Clairaut mit hartnäckiger Ausdauer ihrem Vorsatze. Ein gehorsames Kind, fügte sich Leonore endlich dem Wunsche ihres Vaters und reichte Du Toucy ihre Hand, weil sie hoffte, dieser werde die Reihe der Prätendenten schließen.

Ein so ungewöhnlicher Fall, wie er in der Vermählungsgeschichte Leonorens vorkam, hatte wegen seiner Seltsamkeit nicht ganz verschwiegen bleiben können. Das Gerücht war bis zu den Ohren einer mächtigen Staatsperson gedrungen, dem Leonorens räthselhaftes Geschick ein lebhaftes Interesse für ihre Angelegenheit einflößen mußte. Mittelst hohen Befehls ward den fünf Prätendenten bedeutet, daß sie ihre Ansprüche auf Mademoiselle Clairaut aufgeben sollten, und wurde ihnen jeder fernere Gedanke auf

Leonorens Beſitz ſtreng verwehrt, weil ihre Streitigkeiten dem Publikum der Hauptſtadt ein Aergerniß gegeben; dem alten Clairaut hingegen ſollte das Recht unbenommen bleiben, ſich nach einem neuen Eidam umzuſchauen, wenn es mit ſeiner Tochter Beiſtimmung geſchehen würde. Ueberdieß hatte man ihm, um jede künftige Störung ſeiner Plane abzuhalten, den Schutz einer hohen Perſon zugeſichert.

Kaum hatte ſich das Gerücht von Leonorens wieder gewonnener Selbſtſtändigkeit in der Hauptſtadt verbreitet, als die Erinnerung an ihre Reize und Reichthümer wieder ein Heer von Freiern in Bewegung brachte. Ein junger Baron, von alter Familie, welcher auch eine bedeutende militäriſche Charge hatte, war dießmal der Glückliche, welchen Clairaut den andern Concurrenten vorzuziehen beſchloſſen.

Das Vermählungsfeſt wurde mit ungewöhnlicher Pracht begangen. Ein Stündchen früher, bevor Leonore mit dem Baron zu den Stufen des Altares trat, hatte Clairaut den Bräutigam auf die Seite gerufen und ihm zugeflüſtert: „Mein Freund! Soll Ihnen den Zauber zu bannen möglich werden, welcher meine Tochter ihre Vermählung niemals vollſtändig feiern ließ, ſo rathe ich Ihnen, gleich nachdem Sie Beide die Kirche verlaſſen, Ihr Recht als Ehemann auf jene Weiſe geltend zu machen, die nicht das Beiſeyn eines Dritten erfordert. Der Baron verſicherte ſeinen Schwäher, ihn vollkommen verſtanden zu haben, und daß er ſeinen Wink benutzen wolle.

Brautleute und Trauzeugen waren aus der Kirche wieder zurückgekehrt, die Braut hatte, ihrem Vater den rechten Arm, dem Baron ihre Linke reichend, wieder die Treppen erſtiegen, als ſich ein Stelzfuß mit ganz durchnarbtem Antlitze unter die fröhlichen Hochzeitgäſte miſchte und darauf beſtand, den Herrn des Hauſes unter vier Augen ſprechen zu wollen. Auf Clairants Weigerung, dem Wunſche des Fremden zu willfahren, ließ ſich dieſer klagend vernehmen: „Wie, Sie wollen den unglücklichen Beaupré nicht wieder kennen, welchen nicht nur das Schickſal feindlich behandelte, ſondern auch ſeine Kriegsgefährten arg getäuſcht haben? Die Sklavenketten, welche Jahre hindurch mich belaſteten, ſie waren nicht das Schlimmſte, das ich beſtehen ſollte, — doch wie? täuſcht mich mein Auge? Dieſes reizgeſchmückte Weſen — Himmel! — meine Frau! — Madame! in welchem trübſeligen kläglichen Zuſtande finden Sie Ihren Gatten wieder! Sie erblicken in mir den todtgeglaubten Beaupré. — Gewiß, Sie zählten mich längſt nicht mehr zu den Lebenden, wie hätten Sie ſonſt zu einer neuen Gattenwahl ſchreiten können? — Ihrem Glücke in den Weg treten zu wollen, würde ich mich wohl beſcheiden — dieß Opfer zu bringen fühlte ich mich ſtark genug — aber ſtreiten nicht die Religion und die Geſetze dagegen? Geſtatten Sie mir nur nach wenigen Minuten in einem paſſendern Anzuge vor Ihnen zu erſcheinen, ich will ſodann die unumſtößlichſten Beweiſe für die Identität meiner Perſon vorlegen.“ — „Scheeren Sie ſich zum Henker!“

ſchweigte Clairaut den Sprecher — „jedes Ihrer Worte iſt eine neue Lüge; doch, um dergleichen Scherzen ein Ziel zu ſetzen, befehle ich, dieſen Mann feſtzuhalten“ — rief er der Dienerſchaft zu — „ins Gefängniß mit dem Betrüger!“ — Zu dem Baron gewendet ſprach er: „Und Sie, Herr Schwiegerſohn, verfügen Sie ſich mit meiner Tochter auf ihr Zimmer, wie ich bereits vorher angedeutet.“ — „Nicht ſo eilig, junger Herr!“ — rief der Stelzfuß dem Bräutigam nach — „und Sie, Monſieur Clairaut, haben keinen Grund, mein Entweichen zu beſorgen, denn ich werde mich geradezu nach meinem Zimmer verfügen, welches zugleich das meiner Frau iſt; Ihnen, Herr Baron, kann ich nur wiederholt die Warnung zurufen, daß Sie für Ihre Aufführung mir verantwortlich werden.“ — „Hören Sie nicht auf ihn!“ rief Clairaut dem Bräutigam zu; aber Leonore trat jetzt aus ihrer Paſſivität und erklärte, daß ſie feſt entſchloſſen, noch in dieſer Stunde ein benachbartes Nonnenkloſter zu ihrer Zufluchtsſtätte zu wählen, um dort den Ausgang dieſer zu einem neuen Rechtshandel ſich geſtaltenden Streitigkeit abzuwarten. Den Stelzfuß beſchwichtigte ſie mit den Worten, daß, obſchon ſie in ihm nicht ihren erſten Gemahl wieder zu erkennen vermöge, ſie ihm doch die Verſicherung ertheile, daß, woſern er die Wahrheit ſeiner Ausſage zu beweiſen im Stande wäre, ſeine jetzige Ungeſtalt kein Hinderniß zu ihrer Wiedervereinigung abgeben würde. — „Ich kenne kein anderes Geſetz als meine Pflicht“ — ſetzte ſie hinzu. — „So lange ich Sie für todt gehalten,

geziemte mir, den Willen meines Vaters als den meinigen zu betrachten; denn er war es, welchen die Natur mir in Ermanglung des Gatten zum Herrn und Führer auf meinem Lebenswege beſtimmte. Die Wiederkehr Beaupré's ändert jedoch den Stand der Dinge, und der Gemahl tritt nun in die Rechte des Vaters, in deſſen Wünſche ich nur aus blindem Gehorſam mich gefügt." — „Madame!" entgegnete Beaupré mit allmählich ſanfterm Tone: „Sie führen die Sprache jeder wahrhaft tugendgeſinnten Frau, und es bedarf nicht erſt einer Kloſterzelle als eines Aſyls gegen die unbillige Zumuthung Ihres Vaters. Der Streit um meine Gerechtſame wird wohl nicht lange geführt werden; denn ſchon haben meine Verwandten mich als den lange vermißten Beaupré erkannt und gegrüßt; ſchon iſt die Wiedereinſetzung in meine Güter geſchehen, und auf dem Wege Rechtens kann gegen meine Behauptungen nicht länger angekämpft werden. Nehmen Sie, Madame! die Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, denn ich kann es nicht verſchweigen, daß ſchon auf dem Wege nach Paris das Gerücht von Ihren fünfmaligen Trauungen und der bevorgeſtandenen ſechsten zu meinen Ohren gedrungen, mir aber auch nicht unbekannt geblieben iſt, daß Sie ſich bis auf dieſe Stunde in jenem Zuſtande erhalten haben, in welchem ich Sie einſt verlaſſen. Doch drückt mich der Gedanke nieder, in meiner verkrüppelten Geſtalt nicht mehr des Beſitzes ihrer Reize würdig zu ſeyn, obgleich ich auch die Hoffnung nähre, eine ſo reine Seele wie

die Ihrige, Madame! wird auch den zu erwartenden großmüthigen Charakter nicht verleugnen und an die Stelle der erloschenen Neigung das Mitleid hinsetzen, welches der vom Schicksale Gemarterte zu erwarten stets berechtigt ist. Möge Ihre Denkweise Ihrem Geschlechte stets ein nachahmenswerthes Beispiel seyn."

Diese Sprache diente dazu, Beaupré die Gemüther der Umstehenden vollends zu gewinnen und nöthigte den Baron, sich stillschweigend zurückzuziehen. Der rechtmäßige Gatte überreichte hierauf dem Vater Leonorens die erforderlichen Legitimationen und Documente, welche seine mündliche Aussage unterstützten. Auch das plötzliche Verschwinden Du Toucy's und Martigny's, deren Gegenwart man nie lebhafter als in diesem Zeitpunkte gewünscht hatte — weil ja auch diese Personen über die Aussagen Beaupré's, dessen Kriegsgefährten sie gewesen, einige Aufklärung zu geben vermöchten — ihr Verschwinden in diesem entscheidenden Augenblicke mußte daher offenbar gegen sie und zu Gunsten ihres Rivalen Beaupré zeugen.

Dieser, als er sich in die Rechte eines Ehemanns wieder eingesetzt sah, glaubte mit folgender Frage die Gesinnungen Leonorens gegen ihn nochmals prüfen zu müssen und bemerkte: „Sehr trübt mich das Bewußtseyn, Madame! die Sie noch ganz im Reize der Jugend prangen, einem wohlgestalteten Gatten, welchen Ihnen das begünstigende Geschick zugeführt hatte, Ihnen durch meine Wiederkunft entrissen zu haben, und Sie immerdar an mich, den ungestalteten Krüppel, gekettet zu wissen." — Die Zierde ihres

Geſchlechts entgegnete: „Nicht doch, mein Gemahl, ich kenne die Pflichten meines Standes. Das Eheband knüpft das Schickſal zweier Seelen feſter, als daß es jeder Zufall wieder löſen könnte. Wer darf die Gattin von ihrem rechtmäßigen Eheherrn trennen? Und hat ſich das Schickſal lieblos ihm bewieſen, ſo bleibt ihr das angenehme Geſchäft, durch Theilnahme ſeine Wunden zu lindern.“

„Nun, meine Herren!“ — fügte mit triumphirendem Tone der Militär am Schluſſe ſeiner Erzählung hinzu — „nun wähne ich mit dieſer zweiten Beweisführung zu Gunſten des ſchönen Geſchlechts Ihrem Glauben an die Würde der Frauen vollkommen aufgeholfen zu haben.“

„Man pflegt die Töchter Eva's häufiger noch das ſchwache Geſchlecht zu ehrentiteln, ein Prädikat, das entſchieden bezeichnender iſt, ſchon des Umſtandes wegen, weil es auf jedes Alter paſſen will“ — widerlegte meine Wenigkeit mit Nachdruck, und um meine Beleſenheit in den alten Klaſſikern von der Geſellſchaft anſtaunen zu laſſen, (eine Sucht, von welcher ich mich nie ganz zu befreien vermochte) citirte ich den Petronius, welcher in ſeiner „Matrone von Epheſus“ die Scheinheiligkeit der Frauen am kräftigſten geiſſelt. Der Kandidat der Theologie lobte meinen Takt, mit einem Griffe den beſten Gewährsmann für die Billigkeit unſerer Ausſprüche herausgefunden zu haben, und verdoppelte hiedurch die Wiß-

begier meines Gegners wie des Bau-Inſpektors, welche Beide große Luſt bezeugten, von jener Dame aus Epheſus etwas mehr als ihre einſtige Exiſtenz zu erfahren.

„Zu Epheſus" — nahm ich wieder das Wort — „lebte vor langer Zeit eine Matrone, deren muſterhafter Wandel ihr nicht nur bei ihren Mitbürgerinnen zu einem glänzenden Rufe verhalf: ſondern auch bis in die entfernteſten Orte Griechenlands war das Gerücht von ihrer Tugend hingedrungen. Als der Tod ihr den Gatten entriſſen hatte, beſchränkte ſie ſich nicht auf die eingeführte Sitte, hinter der Bahre des Geliebten vergebend, ſich die Bruſt zu ſchlagen und andere Zeichen übermäßiger Trauer um den Abgeſchiedenen dem Leichengefolge abmerken zu laſſen, ſondern ſie beſchloß, auch nach dem Tode des Gatten ſich nicht von ihm zu trennen, weßhalb ſie das Grabgewölbe deſſelben von dem Tage, wo die Leiche beigeſetzt werden, nicht mehr verlaſſen und nur ihrem Schmerze und der Erinnerung an den Verſtorbenen fortan leben wollte. Eine alte Dienerin des Hauſes brachte täglich ihrer Gebieterin kärglichen Speiſevorrath und Oel, um die Lampe zu füllen, welche das Gewölbe mit ihrem Dämmerſcheine ſchwach beleuchtete. Weder die Verwandten der Wittwe noch das Einſchreiten der Obrigkeit halfen dazu, die Leidtragende von ihrem Vorſatze abzubringen; und ſo ward ſie endlich gleich einer Verſtorbenen von allen Einwohnern ihrer Vaterſtadt bedauert und — vergeſſen.

Um jene Zeit hatte der Gouverneur der Provinz

einige Schelme zur Kreuzigung verurtheilt. Der Richtplatz befand sich unweit jenes Grabgewölbes, wo die Keuschheitsvirtuosin noch immer an dem Sarge ihres Gatten trauerte. Der Soldat, welcher die Nacht hindurch die Leichname der Gerichteten bewachen mußte, damit Niemand zu deren heimlicher Abnahme vom Kreuze Gelüsten trüge, hatte den Lichtschein der Lampe im benachbarten Grabgewölbe bemerkt gehabt. Noch heftiger war seine Neugier durch das bis zu seinem Ohre herübertönende Klaggewimmer der Wittwe aufgeregt worden. Er faßte daher ein Herz und lenkte seine Schritte nach dem räthselhaften Orte. In dem Innern des Gewölbes angelangt, lähmte Staunen über den hier unerwarteten Anblick eines so reizenden Weibes seinen Schritt. Bald hatte er den Zusammenhang der Sache errathen und schickte sich an, mit einem Heere von Trostsprüchen die Betrübniß einer so schönen Dame in die Flucht zu schlagen. Seine Gründe mochten allerdings gewählt und überzeugend gewesen seyn, was der Chronist aus dem Umstande schließen will, daß die Dame, um den Soldaten von der Strafe, die seines Dienstvergehens halber ihn bedrohte, zu befreien, die Stelle eines der Gekreuzigten, (welchen seine Verwandten, des Wächters Abwesenheit nutzend, vom Holze gestohlen hatten) durch die Leiche ihres Gatten suppliren zu lassen Anstalt traf und dem auf diese Art seiner Verlegenheit entrissenen Kriegsknechte die ihm mehrfach bewiesene Theilnahme demnach mit einem nicht minder wichtigen Gegendienste gelohnt hatte.

—

Ein helles Auflachen meines Sitznachbars, in welches unwillkürlich der Bau-Inſpektor mit einſtimmte, bürgte dafür, daß dieſes Hiſtörchen auf jeden Zuhörer die beabſichtigte Wirkung hervorbringen müſſe. Ich beklagte nun um ſo mehr, daß der große Leſſing ſein Vorhaben, dieſes gewiß dankbare Sujet auf die deutſche Bühne zu bringen, durch ein unter ſeinem dramatiſchen Nachlaſſe befindliches Fragment blos angedeutet habe.

Der Frauen-Panegyriker, meinte jedoch der Unbefangene, werde zwar nicht an dem Witze eines Petronius, wohl aber an deſſen Wahrheitsliebe zweifeln dürfen; allein — fügte er hinzu — die Aufgaben, welche die Geſellſchaft ſich gegenſeitig geſtellt, erheiſchen weniger einen künſtlichen Bau der Erzählung als deren hiſtoriſchen Werth, denn nur Thatſachen dürfen hier den Ausſchlag geben. „Demzufolge neigt ſich der Sieg auf meine Seite“ — fuhr der moderne Frauenlob mit einem triumphirenden Lächeln fort — „wenn ich Ihnen, meine Herren! eine bekannte geſchichtliche Perſon, den franzöſiſchen Poeten Colletet, als ein würdiges Gegenſtück zu jener Epheſerin vorführe. Dieſen hatte der Tod ſeiner Ehehälfte nicht weniger erſchüttert gehabt, und um ſich ſeinem Schmerze ungeſtört überlaſſen zu können, geſtattete er — mit Ausnahme der Magd, welche in den Eßſtunden ihm die Speiſen auf das Sterbezimmer der Gattin bringen ſollte — Niemanden den Zutritt zu ſich; und die Anſtrengungen der Verwandten, den betrübten Wittwer von der Leiche wegzuziehen, waren in der That ver-

geblich gewesen. Die aufwartende Magd hatte, als sie zur Mittagszeit sich mit dem Speisekorbe auf der Stube des Trauernden eingestellt, wegen des schnell abzuthuenden Geschäftes die Thüre hinter sich zu schließen nicht nothwendig befunden. Und so fügte es sich, daß ein boshafter Zufall den Bruder der Verstorbenen in demselben Augenblicke den Corridor passiren ließ, als Colletet, bei Empfangnahme seiner Magenstärkungen der Köchin die Busenschleife lösend, gleichzeitig ihre zu einem Nothruf geöffneten Lippen mit einem lauten Kusse siegelte. Entrüstet stürzte der Beobachter in das Zimmer und stellte an den Lüsternen die kitzliche Frage, ob sein kurz zuvor so lebhaft geäußerter Schmerz über das Hinscheiden einer musterhaften Gattin sich mit der Handlungsweise dieses Augenblickes wohl vereinigen ließe? Der Gefragte erwiederte rasch: „Eben weil mein Schmerz um den Verlust des besten Weibes einen so hohen Grad erreicht hat, bin ich unbewußt dessen, was ich begehe."

Dieser Anekdote ließ deren Spender ein nicht zu stillendes Lachen folgen, das uns belehrte, wie auch der sentimentale Martinssohn ein reizbares Zwerchfell besitze, eine Wahrnehmung, die er uns bis auf diesen Moment verspart hatte. Hierauf glaubte uns Kandidat Eimann erinnern zu müssen, daß unserm Statute gemäß ihn wieder die Reihe des Erzählens treffe, ein Recht, auf dessen Benutzung er jetzt um so eifriger dringen werde, weil er sich eben eines Factums erinnere, das den Glauben an weibliche

Tugend in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern vermag. Frauen wie Leonore, meinte der Miſogyn, müſſe nur in den Mährchen der Scheherezade ein Platz angewieſen werden; ſie gehören nicht der Wirklichkeit an. „Ueberdieß" — fügte Eimann mit Leidenſchaft hinzu — „verrathe das Hiſtörchen ſeines Vormanns ſchon durch den künſtlichen Bau der Intrigue, deren Urheber um Gründe, warum die Heldin der Geſchichte den Weg nach dem Brautgemache ſtets vergeblich antritt, niemals verlegen iſt, einen andern Verfaſſer als den einfältigen Zufall, dem ſeine beſten Witze bewußtlos entſtehen, und welchem überhaupt unſere Dichter und Novelliſten weit größere Erfindungsgabe nachrühmen wollen, als dieſer wirklich beſitzt. Wer bürgt uns dafür, daß jener franzöſiſche Offizier ſeinen Stoff nicht einem verſchollenen Mährchenfabrikanten ſeines Volkes abgeſtohlen und ſeinen Kriegskameraden als Erlebniſſe eines vertrauten Freundes aufgeſchwatzt haben mochte, weil dieſe Einkleidung, dem Geſchichtchen einen größern Wahrheitsſchein verleihend, die Theilnahme der Zuhörer lebhafter anzuregen verſprach? Jedoch für die Glaubwürdigkeit jenes Factums, zu deſſen Mittheilung ich mich jetzt erbiete, ſpricht eine gültigere Autorität in der Perſon des Commercienrathes Mörike aus Berlin, deſſen Bekanntſchaft ich auf einer Eilpoſtreiſe nach Magdeburg im vorigen Herbſte gemacht, und aus deſſen Munde ich die ehelichen Schickſale ſeines Freundes, des Notars Wegener, erfahren habe.

Das Präservativ.

„Gibt es wohl eine empfindlichere Art des Betrugs“ — fragte Wegener, seinem Freunde, dem Referendarius Poblenz begegnend — „als von der eigenen Gattin hintergangen zu seyn? Das Bewußtseyn, jenes Wesen, das dir durch Priestersegen auf ewig verbunden, jenes Wesen, das deinen Namen trägt, die Früchte deines Fleißes theilt, habe dich getäuscht, arg getäuscht“ —

„Herr Celibateur!“ unterbrach ihn der Andere spottend, „wie sind solche Klagen aus deinem Munde zu deuten? Lebtest du etwa in einer heimlichen Ehe? — Nicht doch, auch dann würde ein großer Theil der hier ausgesprochenen Klagen nicht gut auf deine Verhältnisse bezogen werden können.“ — Daß du nur Alles erfährst“ — fuhr Wegener weiter fort — „so wisse, daß ich eben aus einem gerichtlichen Verhöre komme, wo es einer schönen Frau ziemlich gelungen ist, die gegen sie wegen ehelicher Untreue erhobene Klage des Gemahls zu entkräften, obschon der Kläger sich auf Augenzeugen berufen, welche daher eine Aussage de visu vorzubringen vermochten.“

„Ich denke über diesen Punkt ganz wie du“ — entgegnete der Freund — „und ich will es nur gestehen, daß ich lange schon auf ein Hülfsmittel sinne, welches gewisse Besorgnisse eines Ehemanns zu gerührenen vollkommen geeignet wäre. Solange diese Idee nicht ins Leben gerufen ist, mag ich nicht aus dem Junggesellenstande heraustreten.“ — „Dann

bleibſt du ewig Hageſtolz" – ſpottete Wegener – „denn die Schlauheit und die Unbeſtändigkeit der Weiber ſind im Ausſinnen von Gegenmitteln erfinderiſcher, und ſo wirſt du ſtets den Kürzern ziehen." – „Dennoch glaube ich an die Brauchbarkeit meines Präſervativs" – widerlegte, ſelbſtgefällig lächelnd, Poblenz den hartnäckigen Zweifler – „und zwar bedarf es nur eines wechſelſeitigen Beiſtandes, wie ihn zwei Freunde von einander zu fordern berechtigt ſind. Wir, zum Beiſpiel könnten uns ohne Furcht in die Liſte der Ehemänner einregiſtriren laſſen, ohne für unſere Ehre die mindeſte Gefahr zu beſorgen."

„Wie?" – fragte Wegener verwundert – „ſollte ich etwa bei deiner künftigen Gattin das Amt des Cicisbeo übernehmen und aus Dankbarkeit dir die Rolle eines Hausfreundes bei der meinigen zuzutheilen bedacht ſeyn?" – „Nicht ſo verwirrt! junger Mann! Höre mich ruhig und dann entziehe meinem Erfindungstalente den verdienten Beifall nicht. Ich denke, wir ſuchen uns Jedes ein Ehegeſpons nach unſerm Geſchmacke, du läßt dich bei deiner Schönen unter meinem Namen einführen, ertheilſt mir jedoch auf dieſe Weiſe das Recht, mich unter deinem Namen dem Gegenſtande meiner Wahl vorſtellen zu dürfen; und ſo freien wir Jedes unter dem Namen des Andern. Wie gefällt dir dieſer Plan?" – Wegener fragte: „Dann beſäße ja der Ehe-Contract gar keine Gültigkeit?" – „Du willſt mich abſichtlich mißverſtehn!" ärgerte ſich Poblenz. „Ich rieth ja nicht dazu, ſie unter fremdem Namen zu heirathen, nur zu

freien; ſind wir dem Ziele unſerer Wünſche nahe, dann tauſchen wir die Plätze.“ — „Gut, haſt du aber auch deinerſeits einen Gegenſtand für unſere Zwecke aufgefunden?“ — „Allerdings! Meine Wahl fiel auf eine Blondine, Mademoiſelle Reinhard. Zwar ſtehen die Blonden ziemlich im Rufe unbeſtändig zu ſeyn, allein das von mir erdachte Präſervativ hebt alle Beſorgniſſe auf.“ — „Sind etwa die Brünetten von dieſem Verdachte auszunehmen?“ — fragte Wegener — „ich kenne ehrenvolle Beiſpiele unter dieſer Gattung, die“ — „Glaube meinem Ausſpruche“ — unterbrach ihn der Erſtere wieder — „die Weiber ſind ſich alle gleich“ — Was mich betrifft, ſo habe ich mich für Mademoiſelle Gebring erklärt, die überdieß eine der reizendſten Brünetten iſt. Du ſelbſt haſt ſie mir, als wir bei Hardings letzthin zu Tiſche gebeten waren, als die Liebenswürdigſte und Anmuthigſte unter den dort anweſenden Damen geprieſen.“ — „Dieſe Behauptung iſt eben ſo wahr als eine andere, die von ihrem Flatterſinne. Sie iſt die perſonifizirte Unbeſtändigkeit, aber um ſo beſſer!“ — jubelte Robert — „dann paßt ſie ganz für meinen Plan.“ — „Laß ihn doch hören!“ — bat Wegener wieder. „Wie ich dir ſchon geſagt, wir freien Einer für den Andern, du wirbſt um die Hand meiner Schönen, und ich laſſe mich bei Gebrings unter deinem Namen einführen. Bis zum Vermählungstage ſpielen wir die zärtlichſten Freier und thun erfinderiſch, uns die Neigung jener Damen zu erobern; uns Beiden ſteht kein unvortheilhaftes Aeußere hindernd im Wege, und

ſo zweiſle ich nicht länger am Gelingen unſeres Pro-
jekts." — „Und was geſchiedt dann?" — „Seben wir
uns Beide am Ziele, tauſchen wir unſere Rollen, du
vermählſt dich mit dem Gegenſtande deiner Wünſche,
und folgſt in dieſem Stücke nur meinem Beiſpiele."
— „Wo liegt hier das Ziel verborgen?" — „Es
ſcheint dir blos an dem guten Willen zu fehlen, mich
zu begreifen" — zürnte Poblenz — „du biſt ja ſonſt
ſo durchdringenden Verſtandes?" — „In der That
dießmal verſtehe ich dich nicht" — verſicherte We-
gener. — „So höre mich ruhig bis ans Ende" —
ermahnte der Freund — „und Alles wird dir klar
Deine Frau wird, ſobald ihre Neigung für mich ſic
beſtimmter ausgebildet, ſie aber einem Andern al
dem Gegenſtande ihres Herzens zum Altare folge
ſoll, wie alle Weiber pflegen, die erſte Liebe heimli
fortnähren. Derſelbe Fall tritt auch bei deiner Gatti
ein. Wir, als Männer von Grundſätzen und G
wiſſen, überdieß durch das Band der Freundſcha
an einander gekettet, wir werden uns nicht gege
ſeitig ins Gehege — ſprach ich dir jetzt klarer?"
„Allerdings" — meinte Wegener — „verdie
dieſes Projekt ſchon ſeiner Wunderlichkeit wegen g
würdigt und gerüſt zu werden. Eine originé
Idee, und komme ſie uns auch noch ſo toll vor,
wirbt ein gewiſſes Recht, unſere Aufmerkſamk
mindeſtens ſo lange zu feſſeln, bis Gründe u
Ueberzeugung auf dem Wege des Zergliederns
das kurze Daſeyn rauben. Freund! ich theile dein
Vorſchlag und will gern die Früchte deiner Erfindı

mitgenießen, obschon ich eben so willig bekenne, daß ich um keinen Preis in der Welt mich von dem Bewußtseyn martern lassen wollte, diesen Plan selbst ins Leben gerufen zu haben, dessen Folgen ein zartes Gewissen nicht verantworten möchte." — „Deine Gewissenhaftigkeit, Freundchen, bürgt für das Gelingen meines Planes. Rechtlichkeitssinn und Freundschaftseifer werden jeder Versuchung kräftige Gegenwehr bieten" — meinte Poblenz. „Aber" — fügte er, eine ernsthaftere Miene plötzlich annehmend, nach einer kleinen Pause hinzu — „wenn es sich dennoch fügen sollte, daß im Laufe der Zeit Einer nach der Geliebten des Andern Verlangen tragen sollte?" — „Unmöglich" — beschwichtigte Wegener — „meine Blondine ist gar zu schön, um meinen Wankelmuth in's Leben treten zu lassen!" — Poblenz widerlegte, dieses Motiv zur Beständigkeit sey ein sehr schwaches, denn seine Brünette lasse bei allen ihren Reizen doch besorgen, wie auch in ihm die Lust zur Abwechslung gleich nach dem ersten Liebesrausche folgen könnte. Ueberlassen wir jedoch der Zukunft die Entscheidung, ob unsere Charakterfestigkeit das von mir erfundene Präservativ zu Ehren bringen werde." Mit diesen Worten hatte Poblenz dem Gespräche eine andere Richtung zu geben versucht.

Die zwei Freunde waren in ihren Bewerbungen glücklich gewesen, und sowohl die beiden Damen als deren Anverwandten hatten ihre Plane durch aufmunternde Höflichkeitsbezeigungen ziemlich begünstigt. Das Jahr näherte sich bereits seinem Ende,

und ſchon dachte man daran, den Tag der Vermählung genauer zu beſtimmen, als Poblenz und Wegener faſt zu gleicher Zeit eine nicht zu verſchiebende Reiſe in Amtsgeſchäften vorſchützten, deren Beendigung ſich nicht genau angeben ließe. Beide nahmen von ihren Schönen den zärtlichſten Abſchied, nicht ohne von dieſen die aufrichtig gemeinten Schwüre unwandelbarer Treue empfangen zu haben.

Die beiden Bräute, jede in einem andern ſehr entfernten Stadtbezirke wohnend, hatten ſich bis jetzt noch nicht kennen gelernt. Keine ahnte die Exiſtenz der Andern. Eben ſo wenig wußte die Blonde von dem Freunde ihres Bräutigams, als des Letztern Namen der Brünette jemals genannt worden war. Dieſer Umſtand mußte das Gelingen des Planes, welchen Poblenz entworfen, unfehlbar erleichtern. Beide Freunde hatten einen Mann gefunden, der in ihrer Abweſenheit das ſonderbare Geſchäft übernahm, die Verwandten der Blondine wie der Brünette vor dem Eingehen des beabſichtigten Ehebündniſſes gewiſſenhaft zu warnen, indem er an jedem dieſer Orte von dem dort erleſenen Bräutigam ein geiſtiges Bild entwarf, das nicht ſo ſehr die Bräute als deren Verwandten vor jeder nähern Verbindung mit ſolchen Verworfenen abſchrecken mußte. Um jedoch die Heirathsideen der jungen Damen nicht ganz zu verſcheuchen, war der unbekannte Warner bedacht geweſen, einer Jeden augenblicklich einen andern Ehegemahl an die Stelle des Unwürdigen zu empfehlen, der im Beſitze eben ſo vieler lobenswerther Eigenſchaften ſeyn ſollte,

als man das Gegentheil von deſſen Vorgänger behaupten konnte. Die Empfohlenen waren dieſelben, welche der Warner an dem andern Orte, auf ihr eigenes Verlangen, verleumdet hatte. Die Bräute ſträubten ſich anfänglich nicht wenig, den Wünſchen ihrer Familie Folge zu leiſten; als aber die beiden Freunde, von ihrer Amtsreiſe zurückgekehrt, die Willensänderung ihrer Schwäher vernehmend, aus deren Häuſern abgewieſen wurden und Jeder von ihnen in derſelben Familie die gewünſchte Aufnahme fand, aus welcher der Freund verdrängt worden war, fügten ſich die ehelüſtigen Damen nach ſchwachem Sträuben in die Beſchlüſſe ihrer Väter und ließen ſich den Bräutigamstauſch gefallen.

Die beiden Freunde hatten, als ihnen die Gründe zur Löſung des Familienbandes von den entrüſteten Schwiegervätern ſchonungslos aufgezählt worden waren, den vorgeblich unbekannten Warner einen Verläumder geſcholten, und ihre Proteſtationen konnten begreiflicher Weiſe wenigen Glauben finden. Als jedoch die nun tauſchweiſe vollzogenen Ehen der beiden Freunde dieſe mit ihren Gattinnen einander näher brachten, wurden die Damen — da Poblenz und Wegener auf ſo vertrautem Fuße mit einander lebten — des ihnen von dem unbekannten Warner geſpielten Betruges vollkommen inne, und deren Väter fingen an, ihre Leichtgläubigkeit inſofern zu bereuen, als ſie der Neigung ihrer Töchter Zwang aufgelegt hatten. Das Freundſchaftsband wurde jetzt noch enger gewoben, und die Frauen hatten nicht geringen Antheil

daran. Die Letztern gestanden unverhohlen, daß die Vorzüge, welche sie an dem Einen wie am Andern fänden, jeder von ihnen für den Freund ihres Gatten dieselben günstigen Gesinnungen einflößen mußten. Diese Aeußerungen vermochten die beiden Ehepaare zu dem Vorsatze, künftig in einem und demselben Hause zu wohnen, um durch das engere Zusammenleben auch ihren Frauen, die gegenseitig bereits eine nicht geringere Anhänglichkeit entfalteten, ihre Zukunft so angenehm als möglich zu machen. Das Zusammenleben der beiden Familien schien den jungen Eheherrn noch den besondern Vortheil zu versprechen, daß ein Verführer von auswärts nicht unter diesen Umständen zu befürchten sey, weil ein Solcher, um zu dem Besitze der einen Frau zu gelangen, zugleich das Herz ihrer Freundin sich gewinnen mußte, die sonst leicht zur Verrätherin werden konnte.

„Der Zeitpunkt ist gekommen" — bemerkte Poblenz eines Tages mit lächelnder Miene gegen seinen Freund — „welcher über die Brauchbarkeit meines Präservativs entscheiden soll. Theilen wir unsre Wünsche den Frauen gegenseitig ohne Rückhalt mit. Halte dich mit mir für überzeugt, daß diese, nur durch das matte Pflichtgefühl an ihre Gatten gekettet, dem Geliebten ihres Herzens, wenn die Schranken weggeräumt sind, die natürliche Flamme der Leidenschaft, nicht aber ein künstliches Feuer, das unfähig die Brust zu erwärmen, zum Vorschein kommen lassen werden. Du bist der Neigung meiner Frau gewiß, eben so wie ich überzeugt zu seyn glaube, daß deine Gattin

meine Wünſche erwiedern werde. Unſern eigenen Wankelmuth fürchte ich nicht, ſobald bei den überwiegenden Reizen unſerer Damen es dieſen auch durch ihre geiſtigen Vorzüge gelingen wird, unſere Wärme der Empfindungen für ſie niemals verdampfen zu laſſen. Und ſo ſtehen wir, ungeachtet aller Beſeitigung ehelichen Zwanges, gegen alle andern Männer ſchöner Frauen auch noch in dem beneidenswerthen Vortheile, daß die Spottluſt unſerer Mitbürger in unſerem Loſe keinen Stoff zur Nahrung findet.

Wenige Tage nachher hatte ein günſtiger Zufall dem Erfinder des Präſervativs dazu verholfen, unbemerkt an der Thüre des Geſellſchaftszimmers das Geſpräch der beiden Damen bruchſtückweiſe zu behorchen. Ein Seufzer, welcher zu ſeinen Ohren drang, hatte die Schritte des Mannes gehemmt und ihn verleitet, das Schlüſſelloch als ein Dionyſius-Ohr zu gebrauchen. So vernahm er, wie die Blonde ſich gegen ihre Freundin äußerte, in ihrem erſten Brautſtande für den Gegenſtand ihrer Wahl lebhafter als für ihren Gatten empfunden zu haben, dem ſie nur, die Wünſche der Familie berückſichtigend, ihre Hand gereicht, und bekannte, daß ihre Mühe, die Erinnerung an ihre erſte Liebe zu verdrängen, vielleicht minder fruchtlos angewendet ſeyn würde, wenn ein Anderer als ihr Gatte — ihr Gatte wäre. Die Brünette ſuchte ſich des Vertrauens, welches in einem Bekenntniſſe ſo zarter Art enthalten war, durch eine ähnliche Freimüthigkeit werth zu machen, geſtand, daß ſie an demſelben Uebel kranke, und ſchloß mit dem Aus-

rufe: „Laſſen Sie uns, liebe Freundin, den Kampf mit unſern Neigungen muthiger fortſetzen, vielleicht gelingt uns der Sieg, denn die Pflicht gebietet, daß wir nur dem Gatten unſere Liebe ſchenken.“

Der Horcher erſchrack. „Wir haben verſpielt!“ rief der eben eingetretene Wegener, welcher die letzten Worte gleichfalls vernommen hatte, ſeinem Freunde zu. „Eine Frau, welche der andern erſt beweiſen muß, daß ſie nur für ihren Gatten fühlen dürfe“ — „Thor!“ ſtrafte ihn Poblenz triumphirend. — „Nun finden wir ſie auf dem Wege, wohin ich ſie haben wollte, und nahe ſind wir dem längſt gewünſchten Ziele.“ — „Noch begreife ich nicht das Vortreffliche deines Planes“ — widerſprach der Zweifler abermals — „denn ich verwette meine Seele, daß, inſofern eine Frau einen Tauſch in ihrem Herzen vorzunehmen fähig iſt, ſie die Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit in der Folge noch öfter wechſeln wird. Du wirſt wohl bald zur Ueberzeugung gelangen, wie auch uns das Los ſo vieler Ehemänner aufbewahrt iſt.“ — „Daß du doch der häßlichen Gewohnheit nicht entſagen willſt, ſtets nur böſes Wetter zu prophezeien!“ zürnte Poblenz.

Die Erwartungen der beiden Freunde waren nicht getäuſcht worden. Das Pflichtgefühl ihrer Frauen hatte bald den letzten unmächtigen Kampf gegen die mächtigere Leidenſchaft gekämpft, und die Letztere war als Siegerin auf dem Wahlplatze geblieben. Wegener, welcher ſich von den Beſorgniſſen einer minder freundlichen Zukunft vergeblich loszu-

ringen ſtrebte, ward von Poblenz fleißig ermahnt, mindeſtens die Früchte, welche die Gegenwart bietet, in heiterer Muſe hinzunehmen; und ſo fanden die beiden Familien in einer reciproken Ausübung des Eherechts Monate hindurch eine ununterbrochene Glückſeligkeit.

Poblenz verfiel jedoch bald in die Unbeſonnenheit ſo vieler Ehemänner, mehrere junge Leute aus ſeiner Bekanntſchaft zuweilen an ſeinen Tiſch zu laden. Unter dieſen fand ſich ein lebensluſtiger, ſchmuck gebauter Huſarenoffizier, welcher, mit phyſiſchen und geiſtigen Vorzügen reich ausgeſtattet, auch allenthalben das Lob eines unterhaltenden Geſellſchafters zu gewinnen wußte. Der junge Krieger glaubte ſchon bei den erſten Beſuchen als ein erfahrener Weiberkenner in den Mienen der Gattin ſeines Freundes die Verſicherung zu leſen, daß ein Anbringen ſeiner geheimen Wünſche von der reizenden Blonden nicht verweiſend beantwortet werden möchte. Der Muth, welcher in mancher Feldſchlacht ihm hülfreich beigeſtanden, ſollte dießmal auch bei der Belagerung eines ſchwachen Weiberherzens erſprießliche Dienſte leiſten. Die Blokade ward weislich auf einen Zeitpunkt hinausgeſchoben, wo die beiden Ehemänner von ihren Amtsgeſchäften außer dem Hauſe feſtgehalten zu werden pflegten, und die Brünette durch mannigfache, auf die Beendigung dringende häusliche Geſchäfte der Geſellſchaft des Offiziers ſich entzogen finden mußte.

Wegener hatte an jenem verhängnißvollen Tage

einen zweifelhaften Rechtsfall zu entſcheiden gehabt, und eilte daher zur ungewöhnlichen Stunde ſeiner Wohnung zu, um in ſeiner juridiſchen Hausbibliothek einen Quartanten zu Rathe zu ziehen. Plötzlich wurde er durch eine Männerſtimme, die ſich durch die benachbarte Wand in das Studirzimmer des Notarius hindurch drängte, im Leſen unterbrochen. Ihm däuchte, den Offizier zu vernehmen, welcher als echter Kaſuiſt das Sündhafte ſeines augenblicklichen Vorhabens der Bedenklichen wegzuſophiſtiſiren verſtand. Mindeſtens ließ ſich aus den immer ſparſamer hervorgeholten Einwürfen der Letztern der nahe Sieg des Sophiſten erwarten. Periculum in mora! brummte der Notar vor ſich hin und ſchritt, in der zartfühlenden Abſicht, nur die Sünder zu erſchrecken, nicht aber durch ſein plötzliches Erſcheinen unter ihnen ſie zugleich zu beſchämen, mit lauten Schritten auf die Thüre zu. Das unerwartete Geräuſch im Studirzimmer Wegeners, welches auch Poblenz fleißig zu benutzen pflegte, ließ deſſen Gattin in der qualvollen Ungewißheit, wer von den beiden Männern ſie in der Unterhaltung mit dem Offizier belauſcht haben mochte? Leicht konnte es ja ihr Gatte ſelbſt geweſen ſeyn, und im andern Falle war auf die Verſchwiegenheit ſeines nicht minder in dieſer Sache betheiligten Freundes aus dieſem Grunde eben ſo wenig zu bauen.

Wegener hatte ſich auf das Zimmer ſeiner Gemahlin verfügt, vorſpiegelnd, er habe in dieſem Augenblicke ſeinem Freunde Poblenz auf dem Corridor

begegnet und in seinem Gesichte Zeichen einer an ihm ungewöhnlichen Gemüthsaufregung zu lesen geglaubt, deren Veranlassung er nicht zu errathen vermöge. Diese Lüge aus dem Stegreife hatte ihre Entstehung der edelsten Absicht zu verdanken. Wegener konnte mit Bestimmtheit erwarten, daß seine Gattin ihre Freundin von der vorgeblich veränderten Seelenstimmung ihres Gemahls benachrichtigen würde, vielleicht um von dieser selbst die Motive seines räthselhaften Benehmens zu erfahren. Und Wegeners Plan hatte sich also gleich bewährt erwiesen. Seine Frau war auf diese Nachricht in das Zimmer ihrer Freundin gestürzt, ihr die überraschende Kunde frisch zu hinterbringen. Sie hatte noch den Offizier daselbst anwesend gefunden. Ohne durch dessen Gegenwart Befangenheit zu verrathen, fragte sie die Freundin nach einer herzlich erwiederten Umarmung, ob sie in dieser Stunde Poblenz gesprochen habe? — „Mein Gatte?“ fragte die Blonde, und die Farbe wich aus ihrem Antlitze. Nach einer bangen Pause bat sie die Freundin um den Grund dieser Frage und erfuhr, was diese selbst nur aus dem Munde ihres Gatten wissen konnte. Eine plötzliche Ohnmacht, von welcher die Blondine befallen wurde, deutete auf ein Bewußtseyn ihrer Schuld. Die Freundin wußte nicht, was sie von dem Vorgange denken sollte? Während diese nun das Zimmer auf Sekunden verließ, um einen Domestiken nach dem Arzt auszuschicken, nützte die Schuldige den kostbaren Moment, um den Verführer an seine schleunige Entfernung zu mahnen. „Daß

Sie ſich meinem Gatten niemals wieder vorſtellen," rief ſie ihm warnend zu. „Findet er Sie nicht mehr auf meinem Zimmer, dürfte es bei ſeinem ſanftmüthigen Temperamente mir vielleicht gelingen, den Aufruhr in ſeinem Herzen zu ſtillen. Ihr Anblick jedoch würde nur dazu dienen, ſeine empörten Gefühle von Neuem aufzuregen."

Wegener, welcher durch die Bericht erſtattende Gattin von der Anweſenheit des Offiziers noch beſtimmtere Kunde erhalten hatte und die Ohnmacht, von welcher die Blonde befallen zu ſeyn vorgab, wohl als den deutlichſten Commentar zu der Aufführung des Offiziers anerkennen mußte, war ſeinem Freunde, den er bald aus der Amtskanzlei zurück erwartete, einige Straßen entgegen gegangen, um ihn unter Weges auf die häuslichen Ereigniſſe in der ſchonendſten Weiſe vorzubereiten. Er ging in dieſer zarten Angelegenheit jedoch auf ganz andere Art zu Werke, als Sie, meine Herren Zuhörer, zu vermuthen Grund haben. Wegener leitete ſeine Expectorationen mit einem — Glückwunſche ein, daß ſein Freund eine ſo tugendfeſte Gattin beſitze, welche ſelbſt den verlockenden Zuflüſterungen eines ſo ſchmucken Herrchens, wie der von ihm in die Familie eingeführte Offizier genannt werden dürfe, und dem ſchwerlich ein anderes W-iberherz Widerſtand zeigen möchte, kein Gehör gegeben, ja ſogar im edlen und gerechten Zorne ob ſeiner kühnen Zumuthungen auf immer ihn aus ihrem Hauſe verwieſen habe, und ſchloß mit dem Nachſatze: „Deine Frau wähnt von dir überraſcht

worden zu seyn, und zwar in dem Momente, wo dein edler Freund vor ihr den Liebhaber auf den Knien zu spielen sich beflissen gezeigt. Laß sie in dieser Vermuthung. Der überraschende Theil war jedoch niemand Anderes als meine Frau gewesen, welche durch das Geräusch ihrer Tritte im Nebenzimmer den süßen Schäfer aus seinem Concepte gebracht und so die Lebensgeister einer beinahe verscheidenden Tugend noch zur rechten Zeit zurückzurufen vermocht hatte. Meine Gattin hat demnach die Ehre der deinigen gerettet, und die Verbindlichkeit, welche du mir darum schuldest, sey in der Befolgung dieses meines einzigen Wunsches abgetragen, daß du vor deiner Gattin dieses Vorfalls niemals gedenken wollest. Unserem Zusammenleben in einem Hause dankest du den erfreulichen Ausgang dieser Affaire, welche du, stets um die möglichen Folgen deiner Handlungsweise unbekümmert, durch die Einführung deines Husaren-Offiziers in unsern Familienkreis selbst herbeigeführt hattest."

Die Blondine bewies jedoch in der Folge, daß eine weibliche Tugend, einmal zum Wanken gebracht, den folgenden Versuchungen stets schwächern Widerstand leisten werde. Der von ihrem Gemahle früher gestattete Tausch, dem Freunde seine ehelichen Rechte einzuräumen, um in den Armen seiner Gattin Entschädigung zu finden, hatte die Grundsätze der beiden Frauen von vornhinein erschüttert, und der freiere Wandel der Blondine wirkte als verderbendes Beispiel auf ihre Freundin ein, so daß nicht nur Poblenz,

ſondern auch der durch deſſen trügliches Präſervativ getäuſchte Wegener zu der ſchmerzhaften Ueberzeugung gelangte, wie eine Doppelehe noch weniger als die geſetzliche Monogamie im Stande ſey, der Flatterhaftigkeit des weiblichen Charakters beſtimmte Grenzen zu ziehen.

Abermals glaubte ich einen günſtigen Moment nahe, um der Geſellſchaft ob meiner Beleſenheit in klaſſiſchen Werken der verſchiedenſten Zeiten und Völker die gewünſchte Bewunderung abzubringen, und erinnerte in dieſer Abſicht an den mit Recht geprieſenen Arioſto, welcher die Wahrheit, daß die unerſättliche Begierde des Weibes ſich auch mit einem Doppelgatten nicht begnügen möge, in der dieſem Dichter eigenthümlichen witzigen Manier in einer Epiſode ſeines unnachahmlichen Heldengedichts: „der raſende Roland“ höchſt treffend veranſchaulicht hat. „Der franzöſiſche Fabeldichter Hans Lafontaine“ — fuhr ich in meiner gelehrten Begeiſterung fort — „hat von der erworbenen Weiberkenntniß des unglücklichen Jocondo und ſeines Bruders, des Königs von Frankreich, nach vorgenommener Orts- und Perſonal-Veränderung, in einer Novellette (deren anderes Verdienſt in der Naivetät des Styls und Ungezwungenheit der Reime zu ſuchen iſt) ſeinen Landsleuten gleichfalls Kunde gegeben und ſo dem bekannten, von Nicolo Iſouard meiſterhaft componirten Opern-Sujet gleiches Namens zur Entſtehung verholfen.“

Der Bau-Inſpektor ſchickte ſich eben an, meine literargeſchichtliche Vorleſung, deren Ziel er nicht ſo nahe vermuthet, mit der Erklärung zu unterbrechen, daß er ſich vollkommen vorbereitet fühle, in einem zweiten Erzähler-Debüt, wozu er ja der Ordnung zufolge ohnehin jetzt berechtigt ſey, die Ehre der Frauen zu verfechten, als Eimann den zweiten Weiber-Advokaten mit einem giftigen Lächeln und ununterbrochenem Hinweiſen nach dem, in freundlichen Dämmerſchein ſich kleidenden Horizonte aufmerkſam machte, daß der bereits ſichtbare Morgenſtern, dem unter uns abgeſchloſſenen Vertrage zufolge, allen Debatten über die Unbeſtändigkeit in der Liebe, und unter welchem der beiden Geſchlechter ſie häufiger vorzufinden, durch ſeinen bereits erfolgten Aufgang am Horizonte ein erwünſchtes Ende gemacht habe.